

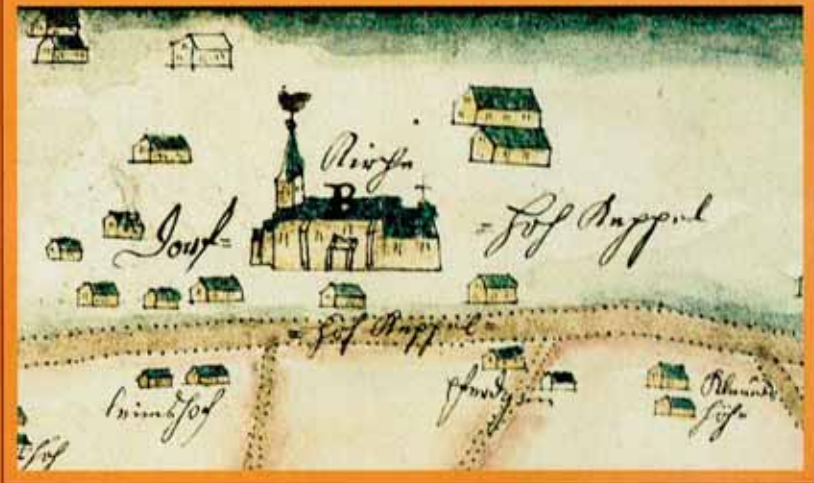
ACHERA

eine Zeitschrift mit vielfältigen geschichtlichen Berichten
aus unserer Heimat



ACHERA

Beiträge zur Geschichte der Stadt Overath • 7



Herausgeber: Bergischer Geschichtsverein Overath e.V.

ACHIERA

Beiträge zur Geschichte der Stadt Overath

Folge 7

Herausgeber:
Bergischer Geschichtsverein Overath e.V.
Overath 2001

„Achera“ lautet die erste gesicherte urkundliche Erwähnung des Gebietes beiderseits der Agger bei Overath. Sie datiert um das Jahr 1075 oder früher. Damals beurkundete der Kölner Erzbischof Anno II. die Gründung der Abtei Siegburg (um 1060), ihren Besitzstand und ihre Rechtsstellung. Die Textstelle in der Besitzaufzählung, die sich auf Achera/Overath bezieht, hat folgenden Wortlaut:

Achera, quod ab episcopo Traiectensi per concambium sumpsimus; item Achera, quod Cuonradus comes beneficii iure tenuerat, donec sponte reddidit.

Achera, das wir vom Bischof von Utrecht durch Tausch erworben haben, ebenso Achera, das Graf Konrad als Lehen hatte, bis er es freiwillig zurückgab.

In späteren Urkunden unterschied man zwischen den Hofverbänden Achera superior (Oberacher) und Achera inferior (Unteracher) und identifizierte Oberacher mit Overath („Ouerroyde, quod alias Achera superior dicitur“). Umfang und Zentrum von Unteracher konnten bislang mit letzter Sicherheit nicht ermittelt werden. Die Existenz des Kirchspiels in Achera/Overath zum Zeitpunkt der Siegburger Klostergründung kann dagegen als gesichert gelten.

Der Name „Achera“ leitet sich ab von dem Flussnamen „Acher“ (Agger). Die mittelalterliche Lautform „acher“ entwickelte sich aus der indogermanischen Wurzel „akwa“ (lat. aqua) und bedeutet „Wasser, Fluss“. Nach H. Dittmaier ist der Name sehr alt, jedenfalls vordeutsch. Die mittelalterliche Form des Ortsnamens Overath wird demgegenüber urkundlich erstmals im Jahre 1180 genannt.

Impressum

ACHERA, Beiträge zur Geschichte der Stadt Overath, Folge 7, 2001.

Herausgeber: © Bergischer Geschichtsverein Overath e. V.
Vorsitzender: Franz Gabriel
Blumenweg 18, 51491 Overath.

ISSN 0724-1534

Redaktion/Layout: Sven Feller, Franz Gabriel, Rudolf Preuß.
Für den Inhalt der Beiträge sind die jeweiligen Autoren verantwortlich. Abdruck, auch auszugsweise, ist nur mit Genehmigung der Redaktion gestattet.

Gesamtherstellung: Pilgram-Druck GmbH, 51493 Rösrath.

Wir danken den Förderern dieser Ausgabe von ACHERA, die auf Seite 109 aufgeführt sind.

Inhalt

Alfred Feckler	Entwicklung des Schulwesens in Heiligenhaus 3. Teil	4
Leo Frantzen	Wasserburgen im Sülztal	11
Hans Grah	Die Protokolle des Hofesgerichts zu Overath	17
Andreas Heider	Kartoffelkrieg in Overath 1923	22
Anne Horn	Viel Verkehr auf der Brüderstraße	29
Helmut Krause	Cyriax und die drei Bischöfe	40
Dr. Fritz Laudenberg	Wilhelm Heidkamp	57
Dr. Herbert Nicke	Visitenkarten in Schwarz-Weiß	62
Jörg Poettgen	Die „Nachbarn bey Mariä-Linden“ und ihre Orgel	73
Rudolf Preuß	Ungewöhnlicher Katasterplan des Dorfes Overath gefunden	80
Anne Scherer	Konflikte im Grenzbereich zweier Pfarreien – Die Umpfarrung der Honschaft Vilkerath	83
Aloys Schwamborn	Der Gemeindeweg von Vilkerath nach Kreutzweg	100

Beilagen:

1. Karte des Landmessers Johann Wilhelm Höller vom 22. Oktober 1787
2. Gründungsurkunde der Propstei Cyriax (1256)
3. Katasterplan des Dorfes Overath (1827/1918)
4. Auszug aus dem Protokoll des Overather Hofesgerichts vom 7. Juli 1693

Bild-Legenden:

Umschlag-Vorderseite oben: Propsteikapelle St. Cyriacus
unten: Kirche Hohkeppel.

Beide sind vergrößerte Ausschnitte aus der kolorierten Darstellung des Landmessers J. W. Höller (s. Heft-Beilage).

Umschlag-Rückseite oben: Haus Thal um 1800. (Maler: Albert Siebenmorgen, Immekeppel; in Privatbesitz)

Umschlag-Rückseite unten: Glasbilder im Maßwerk über der neuen Orgel der Marialindener Kirche (Foto: Jörg Poettgen).

Alfred Feckler

Entwicklung des Schulwesens in Heiligenhaus

3. Teil

In ACHERA 3 und ACHERA 4 hat Dr. Gottfried Laudenberg die Chronik der Schule Heiligenhaus von ihrer Gründung 1882 bis 1945 dargestellt. In der vorliegenden Ausgabe werde ich einen Abriss der Zeit von 1945 bis 1968 geben, dem Zeitpunkt, zu dem in Nordrhein-Westfalen die Volksschule endete und durch Grund- und Hauptschule abgelöst wurde.

Die ersten Jahre nach 1945 waren in der Schule – ebenso wie im gesamten Lebensbereich unserer Heimat – geprägt von der Not und dem Chaos, das der 2. Weltkrieg hinterlassen hatte. So hat von September 1944 bis 3.9.1945 kein Unterricht in der Schule stattgefunden. In den Folgejahren war der Lehrermangel enorm. Dadurch war der Unterricht gekürzt und hatte bei hohen Klassenfrequenzen und schlechter Ausrüstung schwierige Bedingungen. Über den Unterrichtsbeginn lesen Sie den Eintrag in der Schulchronik (alle wörtlichen Zitate sind im Folgenden kursiv gedruckt):

Am 3.9.45 begann dann der Unterricht für das 1. - 4. Schuljahr. Der Schulbeginn wurde morgens um 8 Uhr durch einen Gottesdienst eingeleitet. Seitdem wird der tägl. Unterricht mit einem Gebet begonnen und beschlossen. Unterrichtsfächer sind: Religion, Deutsch, Rechnen, heimatkundlicher Anschauungsunterricht. Fr. Heider und Fr. Frede waren mit der Erteilung des Unterrichts beauftragt. Dazu hatte Fr. Heider an drei Tagen der Woche den Unterricht in der Schule Kreutzhäuschen zu übernehmen.

Alle Schulbücher der nationalsozialistischen Zeit, die in den Händen der Schüler waren, wurden eingesammelt und sicher gestellt.

Am 5.11.45 erfolgte dann die Wiedereröffnung der Oberstufe 5. - 8. Schuljahr. Fr. Heider übernahm seitdem neben Kreutzhäuschen die Betreuung der Oberstufe an 3 Tagen der Woche. Fr. Frede unterrichtete von da ab die Unter- und die Mittelstufe in tageweisem Wechsel. Die Gesamtschülerzahl betrug 145.

Im März 1946 kam die Lehrerin Gisela Moser hinzu, dafür verließ aber einen Monat später Fr. Heider die Schule. Im Januar 1947 wurde Lehrer Mohr nach Kreutzhäuschen eingewiesen. Dadurch und durch Einstellung des Lehrers Hoffmann standen jetzt 3 Lehrkräfte zur Verfügung, allerdings nur bis zum 1.6.47, als letzterer wieder versetzt wurde.

Seitdem teilen sich Fr. Moser und Frau Frede in den Unterricht bei 183 Kindern, und zwar so, daß Fr. Moser 1. 2. u. 3. Schuljahr, Fr. Frede 5. 6. 7. 8. Schuljahr in tageweisem Wechsel unterrichten.

Eine gewisse langfristige Entspannung tritt erst ein, als am 1.10.47 die 27 und 28 Jahre alten Lehrer Johann Schmidt und Ewald Scholkemper ihren Dienst antreten. Der Lehrermangel bleibt auch in den Folgejahren bis auf den heutigen Tag ein Thema, aber wie der Leser selbst erkennt: Kein Vergleich zur damaligen Not!

Häufiger Lehrerwechsel ist für eine Schule nicht gut. In der hier beschriebenen Zeit waren zwei Lehrer/innen lange Zeit hier tätig: Der in Heiligenhaus hoch geschätzte Lehrer Johann Schmidt, der im Jahre 1952 die Schulleitung übernahm, lehrte hier von 1947 bis 1968. Fr. Käthe Stich (später Frau Fischer) war von 1952 bis 1981 in Heiligenhaus tätig. Hier eine Übersicht über alle Lehrkräfte:

Fr. Heider	1945 - 1946
Frau Frede	1945 - 1947
Gisela Moser (Schulleiterin)	1946 - 1952
Herr Hoffmann	1947
Johann Schmidt (Schulleiter ab 1952)	1947 - 1968
Ewald Scholkemper	1947 - 1952
Käthe Stich (verh. Fischer)	1952 - 1981
Johann Hein, Schulleiter	1952
Vinzenz Schermuly	1952 - 1958
Dietmar Barbian	1958 - 1959
Ursula Timm (verh. Güdelhofer)	1959 - 1961
Margret Hafener	1961 - 1962
Ingrid Lenzhölzer	1962 - 1968
Christa Prediger (nur Sport)	1964 - 1968
Friederike Büscher	1965 - 1993
Friedrich Rochow	1966 - 1968

In der Zeit nach 1945 hatte die katholische Kirche in Schule und Dorf eine bedeutende Rolle. Im Nazireich waren religiöse und kirchliche Aktivitäten unterdrückt oder verboten, das Kruzifix war aus der Schule entfernt wor-

den. Am Dreifaltigkeitssonntag 1945, also mehrere Monate vor Wiederbeginn des Unterrichts, wurden unter Anteilnahme der Bevölkerung 2 Kruzifixe in der Kirche geweiht, in feierlicher Prozession zur Schule gebracht und in den Klassenräumen aufgehängt. Am 3.11.46 entschieden sich in einer Abstimmung 99 % der Eltern für den Status einer Katholischen Volksschule. Schulfeste, z.B. Schulentlassung, waren selbstverständlich mit einem Gottesdienst verbunden. An kirchlichen Feiern, an Verabschiedung und Neueinführung von Pfarrern, waren Schule und Lehrer immer beteiligt. Besondere kirchliche Feste waren die Pfarrerhebung 1954, die Einweihung neuer Glocken am 9.10.59 und das Richtfest der neuen Kirche am 30.10.67.



Lehrer Johann Schmidt
(1947-1968, Schulleiter ab 1952)

Mit Beginn des Kalenderjahres 1947 wurde die Schulspeisung eingeführt. In einer Elternversammlung zu diesem Thema wurde erstmals ein Elternausschuss gewählt, der ausschließlich zu Entscheidungen in dieser Angelegenheit heranzuziehen war. Im Protokoll wurde im einzelnen dargelegt, wie die Wahl vonstatten ging – für uns heute eine Selbstverständlichkeit, damals eine wichtige Neuheit. Gewählt wurden die Herren Chr. Prediger, Vogel, Jos. Wester, Hub. Laudenberg, Peter Klein und Frau K. Laudenberg.

Über die Schulspeisung heißt es:

Die Schulspeisung wurde von den Heiligenhauser Kindern begeistert aufgenommen. Die Zubereitung des Essens hat sich sehr gut bewährt. Die Milchverteilungsstelle Laudenberg stellte 2 Milchkannen zur Verfügung, in denen das Essen regelmäßig von den Schülern zur Ausgabe in der Schule geholt wird. Die Verteilung und Einnahme des Essens geschieht unter

Aufsicht der Lehrpersonen. Wenn auch eine gewisse Eintönigkeit in den Gerichten zu verzeichnen ist, so werden die Kinder doch in Anbetracht der kritischen Ernährungslage mit Erfolg angehalten, das Essen regelmäßig zu nehmen. Für die Herrichtung des Essens erhielt Herr Kippels den großen Waschkessel aus dem ehemaligen Gefangenenlager, dafür wurde der kleine Waschkessel aus der Schulwaschküche an dessen Stelle gegeben.

17.7.48: Im Zuge der Währungsreform ist die Beteiligung an der Schulspeisung um rund 80 % zurückgegangen. Zum ersten Male konnten wir Fruchtstangen und Keks in der Klasse an alle Kinder frei verkaufen.

Erst am 12.7.54 gibt es wieder eine Eintragung zu diesem Thema in der Chronik:

Ab heute erhalten alle Kinder, die es wünschen, eine Schulumilchspeisung,



Klassenfoto (ca. 1961) mit der von J. Schmidt geschaffenen Europa-Karte.

entweder Vollmilch oder Kakaoetrunk. Pro Mahlzeit entstehen 0,12 DM Unkosten, die bei minderbemittelten Kindern von der Gemeindeverwaltung beglichen werden.

Die Art und Qualität des Unterrichts hing nicht nur von den vorhandenen Lehrern ab, sondern auch von den äußeren Umständen, vor allem Schulraum und Lehrmitteln.

Der Unterricht war zu Zeiten besonderen Lehrermangels auf die Fächer Deutsch, Rechnen und Religion beschränkt. Das wichtigste Lehrmittel war damals Tafel und Kreide. Zwei Chronikeintragen von 1948 und 1949 belegen, wie die Lehrer fehlende Mittel ersetzten und wie wichtig die Anschaffung eines Metermaßes war.

17.7.48: Im Klassenraum der Oberstufe ist auf der Rückwand heute eine Landkarte Mitteleuropas fertiggestellt worden (s. Abb. auf Seite 6). Der Lehrer Joh. Schmidt hat diese Karte in mühevoller zweimonatiger Arbeit geschaffen und zum Teil das Material gestiftet. Die Ursache zu dieser schwierigen Malerarbeit, zu der Herr Schmidt weder Vorkenntnisse noch besondere Übung mitbrachte, war die Notwendigkeit, für den Erdkundeunterricht ein Anschauungsmittel zu schaffen. Karten sind nur in geringer Anzahl vorhanden, und gerade die Deutschlandkarte ist nicht mehr vorhanden. Bisher behelfen wir uns mit Tafelskizzen, die allerdings immer nur Ausschnitte Deutschlands zeigten und selbstverständlich nie eine Karte ersetzen konnten.

14.3.49: Wir erhielten von der Gemeinde einiges Anschauungsmaterial für den Raumlehreunterricht: ein Metermaß und einige Modelle zur Körperlehre. Damit ist für dieses Fach die größte Not beseitigt. Es fehlen noch Dreieck und Winkelmesser.



Anbau von 1949.

Das Schulgebäude stand damals neben der Rochuskapelle, dort wo heute der Parkplatz ist. Lediglich einige Treppenstufen von der Bushaltestelle zum Platz sind heute noch als Rest erkennbar. Das Gebäude hatte bis 1949 zwei Klassenräume und Lehrerwohnungen. 1949 wurde ein 3. Klassenraum über dem 1936 entstandenen Anbau errichtet (s. Abb. oben).

22.11.49: Nachdem nun nahezu alle Reparatur- und sonstigen Arbeiten am Schulhause beendet sind, und nachdem gestern die Stühle für die neue Klasse angekommen sind, haben wir heute den Unterricht in drei Klassenräumen aufgenommen. Damit fällt in Zukunft bei uns der Nachmittagsunterricht fort.

14.12.49: Die Arbeiten in der Schule sind beendet. Allerdings ist noch nicht alles in Ordnung. Der Wasserabzug im Klosett ist von Anfang an beschädigt. Das neue Portal hat sich bereits verzogen; es läßt sich nicht mehr gut schließen. Die Türgriffe sind schon halb herausgerissen, weil die Tür immer mit Gewalt zugeschlagen werden muß. Die Installation leckt an irgendeiner Stelle in der Wand. – Außerdem hat man in Overath die Lehrerwohnungen ganz vergessen.

Herr Lehrer Scholkemper hat in seiner Küche den Fußboden streichen lassen. Die Gemeinde will nicht bezahlen. Herr Lehrer Schmidt hat den Anstrich der Wände in Küche und Arbeitsraum auf eigene Kosten renovieren lassen.

30.1.52: Heute begann der Umbau unseres Wirtschaftsgebäudes durch Abbrucharbeiten der hiesigen Firma Gronewald. Die alten, lange schon unbenutzten Toilettenanlagen werden beseitigt. An ihrer Stelle entsteht ein Schuppen für die Feuerwehrspritze.

Vom Jahre 1949 bis 1958 sank die Schülerzahl von 174 auf 108, begann dann wieder zu steigen. Die Kinder wurden von drei Lehrern unterrichtet. Nach einem Gemeinderatsbeschluss von 1958 fiel Ende 1960 dann eine wichtige Entscheidung:

6.12.60: Eine Kommission der Regierung besichtigte das Schulgebäude. Es wurde beschlossen, eine neue Schule zu bauen, weil 1.) die Instandsetzung des alten Gebäudes ca. 30-40 000 DM kosten würde, 2.) die Lage an der Bundesstraße 55 nicht mehr tragbar ist und 3.) die Kinderzahl so ansteigt, daß in nächster Zukunft die Einrichtung einer 4. Klasse notwendig wird.

Genau 3 Jahre später, am 4.12.63, war Baubeginn für das neue Gebäude am Grünen Weg. 1964 wurde die Schule 4-klassig, 1965 5-klassig. Dabei wurde ein Kellerraum als Klassenzimmer genutzt. Mittlerweile war die Schülerzahl wieder auf 165 gestiegen.

Am 20.9.1965 kam dann endlich die Entlastung. Die neue Schule am Grünen Weg wurde eingeweiht. 6 Klassenräume und 3 Mehrzweckräume im Keller standen dort zur Verfügung, ebenfalls Toilettenanlagen und eine Hausmeisterwohnung. Unter dem

Schulhof war ein „atombombensicherer“ Bunker entstanden, über dessen Verwendung viel gerätselt und gewitzelt wurde. Er ist bis heute zum Glück noch ungenutzt.

Den Abriss des alten Schulgebäudes vermerkt der Schulleiter Schmidt mit etwas Wehmut:

20.1.66: Soeben hat man damit begonnen, das alte Schulgebäude an der Hauptstraße abzureißen. Die alten Toilettenanlagen auf dem Schulhof werden schon am Abend beseitigt sein. So erfreulich der Fortschritt in Heiligenhaus bezüglich des Schulwesens ist, so ist doch der Abbruch einer Schule immer ein besonderer Anlaß, daran zu denken, daß hier junge Menschen jahrzehntelang ihre Erziehung und Ausbildung erhalten haben. Zu der Freude über das Neue mischt sich ein Tropfen Wehmut. Der alte Schulplatz wird in Zukunft als Parkplatz dienen.

In den Jahren 1966/67 gab es in NRW zwei Kurzschuljahre, wodurch der Schuljahreswechsel von damals Ostern auf den Sommer verlegt wurde. Im Dezember 1966 wurden die Schüler aus Oberdahlhaus auf Betreiben der Gemeinde Lohmar in die Schule Neuhonrath umgeschult, was viel Widerstand und Mißmut bei den Dahlhausern hervorrief.

Die Schulreform 1968 warf ihre Schatten voraus.

31.5.68: Das gesetzlich vorgeschriebene Bestimmungsverfahren für die zukünftige Grundschule in Heiligenhaus fand am 29., 30. und 31. Mai in der Schule statt. Es war notwendig geworden, weil die Grundschule Heiligenhaus mit den Grundschulen Kreutzhäuschen und Mittelbech (letztere nur zum Teil) zusammengelegt wird. Der Abstimmungsbereich war

zusätzlich um den Ort Frielinghausen erweitert worden. Die Eltern aus diesem Dorf hatten die Möglichkeit, zwischen Steinenbrück und Heiligenhaus zu wählen. Das Ergebnis ist auf dem unten beigegeführten Stimmzettel vermerkt. Demnach wird in Heiligenhaus im August eine Gemeinschaftsgrundschule eingerichtet.

Obwohl es 53 Stimmen für eine Gemeinschaftsgrundschule und 57 für eine kath. Bekenntnisschule gab, wurde gemäß dem Bestimmungsverfahren für eine Gemeinschaftsgrundschule entschieden.

Am 27.6.68 endet die alte Volksschule. Der Schulleiter J. Schmidt wird Schulleiter an der Gemeinschaftsgrundschule Steinenbrück, die Lehrerinnen Fischer und Büscher verbleiben in Heiligenhaus an der künftigen Gemeinschaftsgrundschule.

Für die Entwicklung des Sportunterrichts schreibe ich ein eigenes Kapitel. Er war abhängig vom Vorhandensein von Sportstätten. So war es üblich, den Turnunterricht auf dem Schulhof abzuhalten. Es gab aber nach 1945 auch ein Gelände, wo heute unsere Kirche steht, das zu Sportzwecken genutzt wurde, nicht nur von Schulkindern, wie aus dem folgenden Chroniktext ersichtlich:

1.5.53: Der im vorigen Jahr neugegründete MSC Heiligenhaus feierte sein erstes Stiftungsfest mit einem Geschicklichkeitsturnier auf dem Platz neben der Kirche. Die Bahn war kurvenreich und durch zahlreiche Hindernisse besonders schwierig gemacht.

4.8.53: Schon seit langer Zeit ziehen in Heiligenhaus die Bemühungen nicht, einen eigenen Sportplatz zu erhalten. Besonders eingesetzt hat sich der bisherige Ortsvorsteher H. Lutz, dessen Bemühungen es auch gelang, ein

geeignetes Gelände zur Verfügung zu stellen. Es liegt am „Grünen Wege“, gerade auf dem höchsten Punkt. Die Eigentümer, Erben Bosbach, erhielten im Tauschverfahren ein anderes, gleichwertiges Stück.

Es folgt ein Zeitungsartikel, aus dem hervorgeht, dass an der Herrichtung des Platzes in Eigenleistung das ganze Dorf beteiligt war, unter der Organisation des Lehrers Schmidt. Feierliche Einweihung war am 16.5.54.

Ab 1950 gab es Bundesjugendspiele mit leichtathletischem Dreikampf und Wettspielen in Völkerball und Fußball, auch gegen auswärtige Schulen. Beim Lesen der Siegerlisten wurde mir, dem Schreiber dieser Zeilen, sehr deutlich, dass sportliches Talent vererbbar ist, denn ich habe eine Generation später die Heiligenhauser Kinder im Sport unterrichtet. Zu den Bundesjugendspielen am 27.6.56 steht in der Chronik:

... Die Laufbahn auf dem neu überholten Grünen Weg konnte kaum besser sein. Lediglich der Aufsprung in der Grube war etwas hart und nahm vielen Kindern den Mut, beim 2. Sprung etwas zuzugeben. ...

Der 1954 fertiggestellte Sportplatz war 1962 in einem Zustand, dass er in einem Zeitungsartikel mit Foto als Schlammbad bezeichnet wird. Erst im Jahr 1967 freut sich der Schulleiter Schmidt, dass die Bundesjugendspiele auf der neuen Gymnastikwiese stattfinden konnten.

Der Drang, auch Sport in einer Halle betreiben zu können, wuchs.

28.3.65: Der Raum im Keller der Schule, auch als „Heim unter der Schule“ bezeichnet, wird nun als 4. Klassenraum eingerichtet, weil die neue Schule noch nicht fertig ist. Damit entfällt in

Zukunft leider die Möglichkeit, bei schlechtem Wetter Turnunterricht abzuhalten.

Das Ziel, eine Turnhalle zu erhalten, konnte die Schule allein nicht erreichen. Am 8.12.67 wurde der Heiligenhauser Sportverein gegründet. Nachdem Schul- und Vereinssport einige Jahre im Tanzsaal der Gaststätte Tix (an der Nordseite der Kreuzung Bensberger/Hohkeppeler Str.) stattfand, wurde Ende 1970 die Turnhalle neben der Schule fertig.

Seit 18.1.67 erhalten Heiligenhauser Schüler Schwimmunterricht im neu erbauten Overrather Hallenbad.

Die Entwicklung des Verkehrs und der Verkehrswege in Heiligenhaus hatte auch Auswirkungen auf die Schule, zumal sie unmittelbar an der verkehrsreichen Bundesstraße 55 lag. Nach schweren Verkehrsunfällen am Heiligenhauser Berg erhielt die Straße im Sommer 1951 einen „rutschfesten“ Belag. Am 15.11.51 erteilt der Wachtmeister Schmitz in Heiligenhaus Verkehrsunterricht.

7.2.63: Der Schülerlotsendienst nimmt seinen Dienst auf. Polizeimeister Schmelzer hat die Mädchen und Jungen ausgebildet. Die ersten Schülerlotsen sind:

Inge Neumann, Heribert Franken, Alfons Wahser, Ursula Wolf, Karl Over, Helmut Wermelskirchen.

Der Ausbau der B55 auf drei Fahrspuren einschließlich Kanalbau dauerte 1964/65 länger als ein Jahr. 1966 befasste sich die Schulpflegschaft mit der Sicherheit der Schüler. Sie verlangte einen Fußweg in Richtung Dahlhaus.

Die vielen jährlich wiederkehrenden Ereignisse im Schulleben kann ich nur kurz andeuten: Martinszug, Weihnachtsfeier, Schulausflug, Kirmes, Entlassfeier. Einige in der Schulchronik erwähnte Ereignisse berührten auch das Schulleben:

3.5.48: Eröffnung der Realschule Overath;

22.2.50: Erster Karnevalszug in Heiligenhaus;

Dez. 50: Massenentlassungen in der Grube Lüderich;

2.12.61: Der MGV wird erstmals Meisterchor;

Frühjahr 62: Einführung Pfarrer Michael Schmitz;

30.10.67: Richtfest der neuen Kirche.

Leo Frantzen

Wasserburgen im Sülztal

Wenn vom Land der Schlösser und Burgen die Rede ist, denkt man unwillkürlich an Wasserburgen und Schlösser im Münsterland, an die Prachtschlösser im süddeutschen Raum oder vielleicht an die romantischen Burgen am Rhein. Aber auch hier gilt die Redewendung: „Warum in die Ferne schweifen, wenn das Gute liegt so nahe.“

Bei der Vorbereitung zu diesem Thema fand ich in einem Bildband, dass es im Bergischen Land über 50 Schloss- und Burganlagen gibt. Dabei sind kleinere Anlagen, wie die hier aufgezählten Burghäuser, Rittersitze und Schlösser im unteren und mittleren Sülztal nicht mitgezählt, wie:

1. Burg Sülz bei Rösraht,
2. Haus Eulenbroich in Rösraht,
3. Burg Obersülz in Hoffnungsthal,
4. Burg Hellenthal,
5. Burg Haus Thal,
6. Schloss Georghausen.

Im Gegensatz zu den prachtvollen Schlössern und mächtigen Burganlagen, die von Fürsten und Königen bewohnt und unterhalten wurden, handelt es sich im Sülztal um Burgen, die in der Gründerzeit zunächst von Ritters und Knappen bewohnt wurden und danach mehr oder weniger in Familienbesitz übergingen.

Beginnen wir im Süden unseres Tales mit der

Burg Sülz.

Diese Anlage ist heute noch als Hof- bzw. Ackerfeste zu erkennen. Ihre Gründung reicht in das 11. Jahrhundert und wird erstmalig als Rittersitz der Abtei Siegburg erwähnt. Damit steht sie schon in einem zeitlichen Zusammenhang mit der Gründungsgeschichte unseres Heimatdorfes Immekeppel. Der Kölner Erzbischof Anno II gründete im Jahre 1064 das Kloster auf dem Michaelsberg in Siegburg. Einer der Landsitze, die für den Unterhalt und die Versorgung des Klosters zuständig waren, ist Burg Sülz – damals „bona in Sulsa“ – genannt. Bei näherer Betrachtung fällt die Parallele zum Lehen Immekeppel von Kloster Meer auf. In den folgenden Jahrhunderten wechseln oft die Besitzer, die aber alle verwandt oder verschwägert sind mit dem Grafen von Berg. Der Ursprungsbau bestand aus einer zweiteiligen rechteckigen Anlage, der Haupt- und der Vorburg, die durch einen breiten Wassergraben voneinander getrennt und nur über eine Zugbrücke verbunden waren. Die beiden Ecktürme mit Schweifhauben verleihen der Burganlage ein recht beschauliches Aussehen.

Hier wie an späteren Stellen taucht immer die Frage auf, wer wollte sich gegen wen schützen. Um eine mögliche Antwort auf diese Frage zu finden, muss man sich die Situation im Sülztal im Mittelalter vorstellen. Außer den wenigen Einzelbauten gab es im Sülztal nur eine kleine Siedlung in Volberg (Hoffnungsthal) und eben die in Immekeppel. Die ganze Region war in die

politischen Erbstreitigkeiten zwischen dem Erzbistum Köln und der mächtigen Grafschaft Berg geraten. Dabei gab es oft kriegerische Aktionen, die selbstverständlich mit Plünderungen einhergingen.

Da nimmt es nicht Wunder, wenn bei den vielfachen Besitzerwechseln und Erbaueinandersetzungen erhöhte Schutzvorkehrungen getroffen werden mussten. Heute befindet sich die Burg Sülz in Privatbesitz, der von einem Industrieunternehmen gekauft und umgestaltet wird. Leider ändern diese Baumaßnahmen charakteristische Merkmale einer Wasserburg. In der näheren Umgebung wurde eine Tankstelle mitten in die Wiesenlandschaft gesetzt. Weitere unansehnliche Bauten tragen nicht zur Verschönerung dieser einstmals beschaulichen Landschaft um die Burg Sülz bei.

Haus Eulenbroich

Hier handelt es sich um eine Wasserburg in der unmittelbaren Nähe der Sülz. Die Frühgeschichte dieses kleinen einstigen Rittersitzes ist wenig bekannt. Nach Ausgrabungen in jüngerer Zeit müsste diese Burganlage in der sumpfigen Niederung der Sülz um 1250 errichtet worden sein. Ein Mitglied der Familie Stael von Holstein, die auch als Besitzer der beschriebenen Burg Sülz genannt wurden, lässt einen gotischen Bau auf Eichenpfählen, die in den Sumpf gerammt wurden, errichten. Diese Pfahlgründung, die wiederum eine zweiteilige Anlage als Haupt- und Vorburg trägt, kann schon als technisches Wunderwerk bezeichnet werden, wenn man davon ausgeht, dass diese Bauten um 1500 erstellt wurden. Diese Bausubstanz wurde dann im 30-jährigen Krieg und in der Nachfolgezeit so baufällig, dass die ursprüngliche Burganlage aufgegeben wurde. Im 18.

Jahrhundert entsteht an dieser Stelle ein stattliches zweigeschossiges Landschlösschen, wobei der trennende Wassergraben mit Erde zugeschüttet wurde. Der Bauherr, Freiherr von Francken zu Venauen, verliert bald danach seine politischen Ämter und verursacht durch eine unglückliche Heirat mit einer Magd die schlechende Verarmung seiner Sippe. Die Folge ist ein erneuter totaler Verfall des Herrnsitzes. In einer Chronik ist zu lesen, dass Fensterbänke und Fußbodendiele verheizt wurden, um den kalten Winter zu überstehen. Um das Jahr 1871 rettet ein Rösrather Bürgermeister durch Kauf diese nun nicht mehr komfortable Wohnanlage vor dem Untergang. Bei der Instandsetzung und Renovierung wurde leider nicht viel Rücksicht auf die Erhaltung der historischen Burganlage genommen. Auch in der Nachfolgezeit wechseln oft die Besitzer, die zwar für den Erhalt der Gebäulichkeiten Sorge tragen, jedoch der Anlage eher das Aussehen eines Schlosses oder Herrnsitzes geben. Somit ist es nicht verwunderlich, wenn man heute beim Besuch des Hauses Eulenbroich die Vorstellung einer Burg, die Jahrhunderte lang als Ritter- oder Knappensitz diente, nur mühsam nachvollziehen kann.

Die Gemeinde Rösrath übernimmt 1981 diesen Feudalbesitz und richtet in den historischen Räumen die Gemeindeverwaltung ein. Neben Eheschließungen im bekannten Bergischen Saal im Erdgeschoss wird Haus Eulenbroich vielfach für festliche Empfänge und sonstige kulturelle Veranstaltungen genutzt. In den noch erhaltenen Teilen der Vorburg residiert der Rösrather Geschichtsverein.

Bewegen wir uns weiter flussaufwärts entlang der Sülztastraße, so treffen wir in Hoffnungsthal auf die

Burg Obersülz.

Dieser ehemalige Rittersitz liegt in einem dichten Siedlungsgebiet zwischen der lang gedehnten Hauptstraße und der parallel verlaufenden Sülz. Die Gründung dieser Burganlage hat nach Ansicht der Geschichtsforscher um 1100 stattgefunden und gilt als ältestes Gebäude in der Grafschaft Berg. Wenn es auch keine überlieferten Zeichnungen von diesem wuchtigen Burghaus gibt, so nehmen Experten an, dass der Ursprungsbau ganze acht Stockwerke gehabt hat, von dem heute nur noch drei Geschosse existieren. Diese Einschätzung begründet sich auf das gewaltige Gemäuer und die mächtige Holzkonstruktion im Innenausbau. Das heute noch stehende Burghaus stammt aus dem 15. Jahrhundert und war bis ins 18. Jahrhundert im Besitz verschiedener kleiner ortsansässiger Familien.

Der heutige Besitzer – ein fachkundiger Bauingenieur – ist um den Erhalt der alten Bausubstanz sehr bemüht. So ist die Restaurierung der alten Spindeltreppe, eine bergische Meisterarbeit, besonders hervorzuheben. Das tragende Bauelement dieser imposanten Treppe ist ein mächtiger Eichenstamm, der sich vom Erdgeschoss bis unter das Dach erstreckt. Burg Obersülz kann als gepflegtes Wehrhaus mit romantischer Wohnatmosphäre in historischer Bauweise als Vorbild für Denkmalpflege dienen. Bei diesem Burghaus handelte es sich um eine allein stehende Festung, die von Wassergräben umgeben in der sumpfigen Sülzau errichtet wurde. Die Sage setzt die Gründung des Gebäudes mit Heiden in Verbindung, die die ersten Christen verfolgt haben sollen. Es würde zu weit gehen, wenn an dieser Stelle die ganze Sage um den Einsturz des Lüderich erzählt

würde. Diese Erzählung vom frommen Hirten am Lüderich ist in vielen Abhandlungen zur Heimatgeschichte nachzulesen. Dabei ist die Deutung mehr als fragwürdig, weil die Christianisierung des Sülztales schon um 700 erfolgte, ein Tatbestand, der der oben angegebenen Gründungszeit widersprechen würde. Viel wahrscheinlicher ist die Annahme, dass diese Burganlage zum Schutze des Bergbaubetriebes auf dem Lüderich im 12. Jahrhundert errichtet wurde. Letztere Überlegungen werden bestätigt, wenn wir uns der Geschichte der nun folgenden Burg zuwenden.

Burg Hellenthal.

Nur 1 km weiter nördlich an der Sülztastraße liegt die bekanntere Burg mit der Kapelle im Hellenthal. Der Baukörper in seinem jetzigen Zustand stellt den unteren Teil eines Bergfrieds dar, der eine Grundfläche von 9 m x 11,5 m hat bei einer Höhe von ca. 11 m bis zur Oberkante des 2. Geschosses. Aus der Gründerzeit sind nur noch das Kellergewölbe und die stabilen Umfassungsmauern vorhanden. Diese Grundmauern stehen nicht senkrecht, sondern sind schräg nach innen geneigt und ähneln einem Pyramidenstumpf mit rechteckiger Grundfläche. Die Erbauer wollten durch diese Bauweise der Burg wohl eine größere Standfestigkeit verleihen in Unkenntnis der sich daraus ergebenden Folgen.

Die inneren Holzkonstruktionen wurden durch diese statischen Missverhältnisse aus dem Mauerwerk herausgebrochen und mussten in jüngerer Zeit vollständig erneuert werden. Ähnlich wie die Burg Obersülz hat auch diese Burg noch weitere Stockwerke gehabt, die durch Feuer und natürliche Verwitterung zerstört wurden. Auch hier handelt es sich um ein Burg-



Hellenthal um 1800 (Maler: Albert Siebenmorgen, Immekeppel; in Privatbesitz)

haus ohne Vorburg, das wasserumwehrt gewesen war.

Unter dem Kellergeschoß befand sich in früheren Jahren noch ein 2. Keller, der bei der Restaurierung um die letzte Jahrhundertwende zugeschüttet wurde. Der tiefere Keller hatte einen Ausgang zu einem unterirdischen Stollen, der die Burg Hellenthal mit der Burg Obersülz verbunden haben soll. Damit erhärtet sich die Annahme, dass beide Burghäuser zum Schutz des gegenüber liegenden Bergbaues am Lüderich errichtet wurden. Auch die eingangs erwähnten kriegerischen Auseinandersetzungen zwischen dem Erzbistum Köln und dem Grafen von Berg forderten Maßnahmen zum Schutz der jeweiligen Burgherren. Letzte Beweise für diese Vermutungen

konnte man jedoch nicht liefern, da historische Quellen zur Gründung beider Anlagen fehlen. Die Gründung von Burg Hellenthal wird von Heimatforschern und Historikern in die Zeit zwischen dem 11. und 15. Jahrhundert verlegt. Nimmt man als Mittelwert das 13. Jahrhundert an, so kommt man zu einer auffallenden Übereinstimmung mit den Burggründungen der vorstehenden Anlagen. Der heutige Burgherr ist ein Sohn des Verfassers des Berichts über die Geschichte der Burg Hellenthal, die im Heimatbuch „800 Jahre Immekeppel“ nachzulesen ist.

Gehen wir weiter nordwärts zum Ortsausgang Haus Thal in Immekeppel, wo vor nicht zu langer Zeit ein Burghaus mit Wassergraben – also eine Wasserburg – gestanden hat.

Burg Haus Thal.

In den sechziger Jahren musste dieses Burgdenkmal der Verbreiterung der Lindlarer Straße weichen. Da wir dieses Wehrhaus nun nicht mehr betrachten können, soll ein Bild (s. Umschlag-Rückseite) und eine Beschreibung aus dem Heimatbuch des Landkreises Mülheim folgen, die Erinnerungen und Vorstellungen an und von diesem Wehrhaus noch einmal wachrufen sollen.

„Der jetzige schlichte Bau stammt aus dem 18. Jahrhundert. Das Herrenhaus hat zwei Geschosse mit vier Fensterachsen an den Langseiten. An einer Langseite ist ein Risalit (Vorbau, Vorsprung) vorgebaut mit zwei Fenstern, er ist geschiefert und trägt ein geschweiftes Dach. Auf diesem befindet sich eine Wetterfahne mit der Jahreszahl 1841 und den Buchstaben W F und MCN (W F = Wilhelm Fischer, MCN = Maria Catharina Nelles). An einer Seite befindet sich eine Sonnenuhr mit der Jahreszahl 1605. Im Innern ist die alte Einrichtung noch erhalten, eine Wendeltreppe, in einem Zimmer eine schöne Decke und bemalte Tür mit hübschen Beschlägen. Die Wirtschaftsgebäude sind in Fachwerk errichtet und stammen ebenfalls aus dem 18. Jahrhundert. In der Mauer eines Gebäudes befinden sich zwei Löwenköpfe mit Ringen. Im Garten befinden sich noch Reste des alten Tores, zwei mächtige Steinkugeln von der früheren Zugbrücke und eine alte Handmühle aus Stein zum Mahlen von Salz und Getreide. Dasselbst ist auch ein schönes Gartenhaus, der Unterbau ist von Stein, der Oberbau von Fachwerk mit Putz beworfen. Das Dach hat eine schön geschweifte Haube mit Wetterfahne, darin ein Wappen und die Jahreszahl 1721. An zwei Seiten befinden sich noch die alten Gräben mit Wasser gefüllt.“

Soweit die Berichterstattung des Verfassers Johann Bendel im Heimatbuch des Landkreises Mülheim aus dem Jahre 1911.

Der Leser möge sich selbst eine Vorstellung von dieser Wasserburg machen, wie sie in der Gründungszeit des 17. Jahrhunderts vielleicht ausgesehen hat. Die Frage nach der Zweckmäßigkeit dieser Burganlage bleibt auch hier offen. Vielleicht sind es ähnliche Gründe, die bei den beiden vorgenannten Burghäusern angeführt wurden. Schließlich ist der Bergbau am Lüderich nicht weit weg und Streitigkeiten zwischen weltlichen und kirchlichen Amtsinhabern wurden auch in Immekeppel ausgetragen.

Die sicher bekannteste Burganlage im Sülztal ist ohne Zweifel

Schloss Georghausen.

Der heutige Besucher dieser komfortablen Schlossanlage mit den weiten Golfplätzen ahnt zunächst nicht, dass es sich um einen ehemaligen Rittersitz handelt, dessen Gründungsgeschichte auch bis in das 13. Jahrhundert zurückreicht. Ganz deutlich ist heute noch die ursprünglich zweiteilige Anlage aus Haupt- und Vorburg mit Wassergraben als trennendes Element zu erkennen. Urkundlich wird „Gorchhusen“ erstmalig im Jahr 1466 als Besitz eines bergischen Kanzlers in Diensten des Grafen von Berg erwähnt. Parallel hierzu sollte das Schloss Heiligenhoven im Lennepetal nahe Lindlar erwähnt werden. Beide Burganlagen sind von ähnlicher Struktur und zur gleichen Zeit entstanden. Nur wenige Jahre früher ist in einer Urkunde als Besitzer ein Adeliger genannt, der in Diensten des Kölner Stifts St. Severin steht. Die am Anfang angeführten Rivalitäten zwischen Erzbistum Köln und Grafschaft Berg wer-

den zwischen diesen Burgen eine bedeutende Rolle gespielt haben. Die schützenden Mauern der Vorburgen beider Schlösser sind auf einander ausgerichtet. Die Chronik von Georghausen weist einen häufigen Besitzerwechsel innerhalb bergischer Familien auf. Die Abgeschlossenheit des Sülztals, das bis in die Neuzeit hinein unzugänglich und sumpfig war, ist sicher ein Grund gewesen. Zu Beginn des 18. Jahrhunderts lässt Wilhelm von Wittmann die mittelalterliche Burg zu einem Schloss umbauen, das in seiner Grundstruktur bis auf den heutigen Tag erhalten ist.

Wenn die Schlossanlage auch während der Franzosenzeit nur knapp einer Zerstörung entgeht, so waren die Gebäude doch vom Zerfall

bedroht. Zu diesem Zeitpunkt kauft die Familie der Freiherrn von Fürstenberg das Burggut Georghausen für ihren Sohn Theodor, von dem es nach dessen Tod im Jahre 1880 an den Sohn Egon überging. Egons Tochter Maria Adelheid brachte schließlich Georghausen als Erbgut mit in die Ehe mit Emanuel Freiherr von Landsberg. Das steinerne Standbild des Hl. Nepomuk, das heute noch auf der Brücke an der Mühle steht, hat der neue Schlossherr aus seiner westfälischen Heimat mitgebracht. Den Erben der Familie Landsberg gehört noch heute diese prächtige Schlossanlage.

Die moderne Golfanlage, die unmittelbar am Schloss angrenzt, sorgt sicher für weitere Attraktivität in naher und ferner Zukunft.

Hans Grah

Die Protokolle des Hofesgerichts zu Overath

Ein Schätzchen im Archiv der Stadt Overath

Das Archiv der Stadt Overath besitzt ein Schätzchen, das nur wenige Stadt- oder Gemeindearchive in ihrem Bestand haben.

Es handelt sich um die Overather Hofesgerichtsprotokolle, das sind sechs in Leder gebundene Bücher. In ihnen ist der gesamte Grundbesitz mit seinen Besitzänderungen der Overather Bürger für die Zeit von 1633 bis 1808 enthalten. Nur wenige Städte und Gemeinden haben solche Bücher noch in ihrem Besitz. Lesbar gemacht worden ist davon nur ein kleiner Bruchteil, und je weiter die Zeit fortschreitet, um so schwieriger wird es, Bearbeiter für diese Texte zu finden. Overath kann stolz sein auf das, was es besitzt. Die Overather Bürger können sich jederzeit darüber informieren, was vor fast vierhundert Jahren in ihrer Heimat geschah und was man darüber schrieb.

Sechs handgeschriebene Bücher liegen vor, das erste Buch beginnt im Jahre 1633 und das Letzte endet im Jahre 1808.

Das 1. Buch aus dem Jahre 1633 beginnt mit der Seitenzahl 4007, es müssen also noch etliche vorhergehende Bücher vorhanden gewesen sein.

Nun lässt sich über die Zeit, in der mit der Niederschrift der Gerichtsprotokolle begonnen wurde, heute nur noch spekulieren. Hierzu stellt Hanspeter Dresbach im Rheinisch-Bergischen

Kalender 1975 (Seite 20 und 21) folgende interessante These auf. Er schreibt wörtlich:

„In der Zeit von 1633 bis 1763 wurden 2273 Protokollseiten in 130 Jahren beschrieben. Vorausgesetzt, dass in den Jahrhunderten vorher ähnliche Verhältnisse geherrscht haben, lässt sich mittels der Seitenangabe, mit der die älteste erhaltene Verhandlung beginnt, ein Mindestalter dieses Gerichtsbuches bestimmen. Der ersten Eintragung gingen 4006 Protokollseiten voraus, was einem Zeitraum von etwa 229 Jahren entspräche, immer vorausgesetzt, dass vor 1633 ähnlich viele Verhandlungen jährlich stattfanden wie in der Zeit von 1633 bis 1763. Demzufolge muss die erste gerichtliche Verhandlung etwa im Jahre 1404 niedergeschrieben worden sein. Unter zusätzlicher Berücksichtigung der 460 Buchseiten der Jahre 1763 bis 1808 ergibt sich sogar das Jahr 1385 für den Zeitpunkt der Erstschrift.“

Wenn man aber berücksichtigt, dass in Folge der in Overath üblichen Universal sukzession, wonach nicht der Älteste allein, sondern sämtliche Erben eines Erblassers erbberechtigt waren, demzufolge mit der Bevölkerungszunahme auch von Jahr zu Jahr mehr Besitzänderungen damit verbunden waren und somit auch mehr Bucheintragungen stattfanden, so lässt sich die vorsichtige Annahme treffen, dass die erste schriftlich pro-

tokollierte Verhandlung des Overather Hofesgerichts lange Zeit vor dem Jahr 1385 stattfand.

Es ist daher mit Wahrscheinlichkeit anzunehmen, dass, unabhängig davon, ob schon vorher einzelne schriftliche Aufzeichnungen erfolgten, die Protokollierung im Hofbuch des Lehnserichtes im Jahr 1348 begann.

In diesem Jahr nämlich belehnte Abt Wolfhard I. von Siegburg die Brüder Emmerich und Ulrich von Bernsau mit der neu errichteten Burg Großbernau und dem Hofesgericht in Overath. Da sich Emmerich beim Bau von „Großbernau“ finanziell übernommen hatte und Unterstützung des Abtes benötigte, kommt es im gleichen Jahre zur Besitztrennung; und der bisherige Stammsitz „Altbernau“ wird Lehen des Wilhelm von Bellinghausen.“ Soweit die These des Hanspeter Dresbach.

Diese Theorie erscheint mir recht schlüssig, sie kann jedoch, wie schon gesagt, nur reine Spekulation sein. Dass tatsächlich schon etliche Zeit vor der ersten Eintragung schriftliche Protokolle vorhanden waren, geht aus einer Stelle im dritten Buch hervor. Hier heißt es auf Seite 5238 unter dem Datum vom 27. Januar wörtlich:

„Nachdem vermög alten Protokollen beweislich ist, dass der Hof Kleuelshöhe genannt, unter hiesiges freiherrlich Wylische Hofesgericht zu Overath dingpflichtig und gehörig ...“ u.s.w.

Hier wurde also in den damals noch vorhandenen, vorhergehenden Protokollen nachgeschlagen und die Dingpflichtigkeit eines Hofes festgestellt.

Das Overather Hofesgericht

Ein Hofesgericht darf nicht mit einem Hofgericht verwechselt werden. Ein Hofgericht befand sich immer nur am

Hof des Landesherrn und hatte große Fälle zu verhandeln bis hin zum Mord. Die sachliche Zuständigkeit eines Hofesgerichtes erstreckte sich auf alle Hofangelegenheiten, insbesondere Aufnahme von Neulingen in den Hofverband. Auch Fremde unterlagen daher der Hofesgerichtsbarkeit, wenn sie Grundstücke des Hofverbandes erwarben. Es ging also beim Hofesgericht hauptsächlich um Vererbungen, Kauf und Verkauf sowie um Streitigkeiten zwischen den Hofleuten.

Das alte Hofesgericht tagte zwei- oder dreimal im Jahr, bei Bedarf auch mehrmals. Hieraus ist zu entnehmen, dass es sich um ein sogenanntes „gebotenes Ding“ handelte. Dieses fand zu jährlich wiederkehrenden, seit alter Zeit feststehenden Terminen statt (d.h. dass es ohne besondere Einladung abgehalten wurde). Im Gegensatz dazu fand das „ungebotene Ding“ nur bei Bedarf statt und musste dann durch den „Kirchenruf“ aufgerufen werden. Der Gerichtsbote, in Overath „Hoffsbot“ genannt, musste Tag und Stunde durch den Pfarrer in der Kirche oder nach dem Gottesdienst vor der Kirche selbst bekannt geben. Am darauf folgenden Tag war dann meist schon die Sitzung, weshalb sich der Montag in Overath als Gerichtstag eingebürgert hatte.

Der Gerichtssitz war anfangs unter freiem Himmel; man kann ihn sich im Hof der alten Wasserburg „Steynhuys“ vorstellen. Seit 1662 haben die Dingtage im Steinhof stattgefunden, wie sich den Gerichtsprotokollen entnehmen lässt. Die Dingstätte war somit fest bestimmt.

Das Gerichtsverfahren

Zunächst will ich Ihnen nun eine kurze Beschreibung darüber geben, wie sich das Hofesgericht zusammensetzte. Im

Jahre 1637 bestand das Gericht aus folgenden Personen:

1.) Der Dinger:
Er war der Richter, der dem Ding (Gericht) vorsah und den Richtspruch aussprach, der von den Schöffen gefällt worden war. Er wurde von sämtlichen Gerichtspersonen gewählt und dann vom Lehnsherrn bestätigt. Sein Amtszeichen war der „Richtstab“. Ihm zur Seite saßen:

2.) Sieben Scheffen oder Schöffen.
Das waren gewählte und vereidigte Gemeindemitglieder, die eigentlichen Gerichtsleute, die als Beisitzer und Urteilsfinder beim Hofesgericht fungierten und das Urteil fällten, sowie darüber hinaus auch noch als Urkundsbeamte handelten. Schied einer von ihnen aus, wurden von den restlichen Gerichtspersonen zwei oder mehrere Kandidaten aus den Hofbesitzern erwählt und dann dem Lehnsherrn zur Berufung vorgeschlagen.

Dieser wiederum wählte aus den Vorschlägen einen ihm genehmen Mann und stellte ihn dem Gericht als neuen Schöffen vor. Weiter gehörten dem Gericht an:

3.) Zwei Vorsprecher oder Prokuratoren.
Das waren Anwälte bzw. Parteivertreter vor Gericht.

4.) Der Gerichtsschreiber.
Er führte die Gerichtsprotokolle und schrieb Zeugenverladungen und dergleichen.

5.) Der Hofesbote oder Gerichtsbote.
Er war zuständig für die Zustellung der Urteile und Ladungen vor Gericht. Er konnte auch Zwangsvollstreckungen vornehmen. Er war meist beritten und hatte eine eigene Amtstracht.

Die Gebühren des Gerichts werden im Jahre 1662 neu geregelt. Danach bekommt das Gericht von jeder Partei

für einen Einspruch oder eine Beerbung sechzehn Albus. Davon erhält:

Der Dinger drei Albus, sämtliche Schöffen fünf Albus, der Gerichtsschreiber vier Albus, die zwei Vorsprecher drei Albus und der Hofesbote einen Albus, macht zusammen sechzehn Albus.

Für sechzehn Albus gab es damals sieben Pfund Rindfleisch oder eine Tuchhose oder ein Paar Kinderschuhe.

Bevor ein Bauer mit einem Gut belehnt werden konnte, musste er vom Hofesgericht als Lehnsmann und Hofgenosse aufgenommen werden. Zuvor musste er den „Huldigungseid“ leisten. Dieser war in Overath mit folgenden Worten zu schwören:

Ich, N.N., schwöre zu Gott, dass ich meinem Lehnsherrn treu und hold sein, dessen Bestes befördern und nach meinem Vermögen alles Arge abwenden, dass ich auch das Lehn so oft es meine Pflicht und Schuldigkeit ist, wie auch meine Erben, beachten werde, und auch andere zu dessen Beobachtung anmahnen, und so verhalten, als es einem treuen Lehnsmann zusteht, so wahr mir Gott hilft und sein Heiliges Evangelium.

Dann erhielt der Hofgenosse das erworbene Gut „Mit Bann und Frieden und Erbgerechtigkeit befestigt“. In Overath war auch der Verkauf des Lehnshofes erlaubt, wenn der Käufer ein Lehnsmann oder als solcher in den Hofverband aufgenommen worden war. Der Verkäufer hatte aber zuvor den sogenannten „Verzicht“ auszusprechen. Die Fürsprecher, ebenso die Schöffen, waren den Hofgenossen beim Stellen der Anträge behilflich.

Der Weinkauf, der Verzichtspennig und der Gottesheller

Die Leistung des Weinkaufs stellte ursprünglich eine Beköstigung der Zeugen dar. Dies geschah sowohl zur Entschädigung für den Zeitaufwand als auch zur Festigung der Erinnerung an den Kaufvorgang. Denn bei späteren Streitigkeiten wurden die Zeugen zur Bestätigung des Vertrages benötigt. Dies war vor allem im Mittelalter der Fall, wo solche Verträge meist nur mündlich geschlossen wurden und später nur durch die Aussagen der Zeugen erhärtet oder erwiesen werden konnten. Als in späterer Zeit die Verträge schriftlich abgeschlossen und kanzleimäßig registriert wurden, war der Weinkauf längst zu einem feststehenden, kaum zu beseitigenden Brauch geworden. An die Stelle des ursprünglichen Umrinks und der Gastung trat in späterer Zeit eine Geldzahlung, der „Trockene Weinkauf“.

Anders als das Zeugengeld des Weinkaufs war der Verzicht, der Verzichtspennig oder das Verzichtsgeld eine vom Käufer an den Verkäufer zu leistende Zahlung. Durch sie wurde also faktisch der Kaufpreis erhöht, weshalb in den meisten Quittungen auch die Zahlung von Kaufpreis und Verzicht in einer Summe genannt wurde. Der Grundgedanke war dabei wohl der, dass mit der Zahlung des Verzichtsgeldes, die meist bei der gerichtlichen Auflassung erfolgte, der bisherige Besitzer, seine Frau und ihre Nachkommen für den Verzicht auf ihre (Erb-) rechte entschädigt werden sollten. Gelegentlich befindet sich auch neben oder anstelle der Geldzahlung eine Naturalleistung, wie Getreide, Kleidungsstücke (für die Ehefrau), Stoffe oder Geräte. Auch die Übernahme der gesamten Gerichtskosten durch den Käufer kommt vor.

Der Gottesheller schließlich ist eine Spende des Erwerbers zur Verteilung unter die Armen oder an die Kirche. Diese Spende machte meist nur einige Heller, Stüber oder Albus aus und war durchwegs der Höhe des Kaufpreises angemessen.

Gerichtstag am 7. July 1693

Um Ihnen zu zeigen, was außer Verkäufen und Vererbungen auch am Gerichtstag verhandelt wurde, habe ich ein Beispiel herausgesucht aus dem Jahr 1693. Der Lehnherren ist an diesem Gerichtstag persönlich anwesend. In dem Text, den Sie im Original wie auch in der Bearbeitung sehen können, heißt es wie folgt:

Nachdem der hochwohlgeborene Herr Johann Adolf Freiherr von Wylich, Herr zu Großbernsau, Combach, Steinhaus und Patenberg, Ihrer Kurfürstlichen Durchlaucht zur Pfalz Kämmerer, dero Bergischer Ritterschaft Deputierter, Oberlandkommissarius, und dieses löblichen Hofgerichts gewesener Lehnherren, Christ milden Gedächtnisses, den 2. April jüngst mit dem zeitlichen Tod abgegangen und also diese Welt gesegnet, also hat der ehrenfeste und wohlvornehme Johannes Schwamborn zu Marialinden, Ihrer Kurfürstlichen Durchlaucht Schatzbote zu Overath und Dinger dieses Hofgerichts, im Beisein des auch hochwohlgeborenen Herrn Friedrich Anton Freiherr von Wylich, Herr zu Großbernsau, Combach, Steinhaus, Patenberg, Bergischer Oberlandkommissar und nunmehr dieses Gerichts Lehnherren, den 7. Juli anno 1693 die Gerichtspersonen, wie sie hiernach aufgeführt sind, ihres Eids und ihrer Pflicht, mit dem dieselben seinem Herrn Vater selig zugetan gewesen sind, erinnert. Wobei hochwohlgemeldeter Lehnherren dieselben auch gelesen hat. Darauf hat dann der vorge-

nannte Dinger das Gericht behegt und verfahren wie allhier von uralter her gebräuchlich und Hofsrecht ist.

Namen der anwesenden Gerichtspersonen:

Der Dinger Josef Schwamborn,

die Schöffen Brun Schnitz in der Naaf,

Hans Peter Cliever zu Obergrützenbach,

Roell zu Obervilkerath,

Johann Britz zu Halsemich,

Alef Schwamborn zum Roidt,

Josef Hamacher zu Schalken,

Dres zur Linden ist abwesend.

Hat sich entschuldigen lassen und begehrt, man möge ihn seines Eides und seiner Pflicht erlassen, er könnte dem Gericht wegen hohen Alters und Unvermögenheit nicht länger beiwohnen, so soll es am nächsten Gerichtstag geschehen.

Dann folgen die Unterschriften:

Abel Schwamborn, Gerichtsschreiber,

Jacob Heckels, Dierich Briedenstin zu Bichommelsnaaf, beide Prokuratoren,

und Dierich Schwamborn, Hofsbote.

An einer anderen Stelle im ersten Buch unter dem Datum vom 21. Januar 1653 findet sich ein weiteres nicht alltägliches Dokument, das ich Ihnen auch noch vorstellen möchte. Der Text dieses Dokuments lautet wie folgt:

Dierich Schwamborn, Katharina Tilmans, Eheleute, erscheinen vor Gericht. Legen vor ein Dokument unter des edlen, festen und hochgelehrten Kaiserlichen und Kurkölnischen geheimen Sekretär und approbierten Notar Johannes Stam eigener Hand und aufgedrucktem Petschaft (Siegel):

Daß Gott der Allmächtige den Bruder Hermanus Mont zum Geistlichen Franziskaner Orden berufen hat.

Da er aber vater- und mutterlos und auch keinen anderen Vorstand hat, der es ihm ermöglicht, sich dem angefangenen geistlichen Stand nach Gebühr einzuverleiben. Daß er auch deshalb nicht eintreten könne, weil er sich sowohl von allen weltlichen, beweglichen und unbeweglichen Gütern dieser Welt abtun müsse. So solle ein anderer seiner Freunde und Bekannten an seiner Stelle das empfangen und in seinem Namen genießen, was ihm von seinen lieben Eltern jetzt wie auch zukünftig in seinem Leben noch anererbt würde. In diesem Sinne hat Vorgenannter seinen erwählten Erben Dierich Schwamborn ernannt. Wobei dieser sich verpflichtet ihm alles was zu seinem geistlichen Beruf für Kost, Kleider und Brevier und was sonst die Not erfordert zu geben. Vermög des hier vorgelegten Dokuments, welches in Kopie hier beiliegt und mit mehreren Ausweisen, wird all dies zum ewigen Gedächtnis in diesem Gerichtsprotokoll notiert und Verzicht gelassen.

Damit endet dieses Gerichtsprotokoll, und auch ich möchte damit meinen Bericht über die Overather Hofesgerichtsprotokolle beenden. Das Gericht hat im Jahre 1653 dieses Protokoll notiert mit dem Wunsch, dass es "ewig im Gedächtnis" bliebe. Wie wir sehen, können wir heute nach rund 350 Jahren uns diesen Vorgang erneut ins Gedächtnis rufen, dank der uns erhalten gebliebenen sechs Bücher der Overather Hofesgerichtsprotokolle.

Bibliografischer Hinweis:

Protokolle des Hofesgerichts zu Overath, bearbeitet von Hans Grah, 3 Bde., o.J.

Andreas Heider

Kartoffelkrieg

Die Hungerkrawalle im Aggertal im Oktober 1923

Wir können uns das heute kaum vorstellen: Eine hungernde, zu allem entschlossene Großstadtbevölkerung, die zu Tausenden plündernd und raubend das Bergische Land durchstreift, eine Landbevölkerung, die – zunächst überrascht und wehrlos – sich dann zum Widerstand aufrafft, eine Konfrontation, die blutig eskaliert, weil die Staatsmacht handlungsunfähig ist und die Ordnungskräfte am Eingreifen gehindert werden. So geschehen in und um Overath im Oktober 1923. Weil hauptsächlich Winterkartoffeln geplündert wurden und weil im Verlauf der bürgerkriegsähnlichen Auseinandersetzungen in Overath drei Menschen zu Tode kamen, sprach die Rheinische Zeitung in Köln sogleich vom „Overrather Kartoffelkrieg“. Diese Bezeichnung der damaligen Hungerkrawalle hat sich bis heute erhalten. Tatsächlich herrschten damals im Aggertal einige Tage lang Anarchie, Gewalt und das Gesetz des Stärkeren. Beide Seiten, die Großstadtbevölkerung Kölns und die bergischen Bauern, griffen in ihrer Not aber nur deshalb zu radikalen Selbsthilfemaßnahmen, weil die Behörden weder die Lebensmittelversorgung noch die öffentliche Ordnung garantieren konnten. Um die Ereignisse nachvollziehen und verstehen zu können, müssen wir uns die politischen und sozialen Zustände im Rheinland während des Herbstes 1923 in Erinnerung rufen.

Rheinlandbesetzung und Ruhrkampf

Das Jahr 1923 war für die junge Weimarer Republik und besonders für die besetzte Rheinprovinz ein Jahr ungewöhnlicher Krisenhäufungen. Am 11. Januar 1923 waren französische und belgische Truppen nach dem Scheitern der Pariser Reparationskonferenz in das Ruhrgebiet einmarschiert, da die Regierungen dieser beiden Nachbarstaaten, die im Ersten Weltkrieg besonders gelitten hatten, durch eine Politik der „produktiven Pfänder“ die Einhaltung der deutschen Reparationsleistungen erzwingen und Deutschland weiter schwächen wollten. Den Warenverkehr zwischen dem besetzten Rheinland und dem übrigen Reichsgebiet versuchten sie durch hohe Inlandszölle zu unterbinden. Als Antwort auf die französische Okkupationspolitik propagierte die deutsche Reichsregierung den passiven Widerstand der Arbeiter und Behörden an Rhein und Ruhr. Insbesondere verbot sie allen Beamten, Befehle der Besatzungsbehörden auszuführen. Die Folge waren Streiks, Befehlsverweigerungen, Sabotage, Unruhen und Schmuggel auf deutscher Seite, auf die die Franzosen mit Zwangsmaßnahmen, Verhaftungen, Repressalien und Ausweisungen reagierten. Overath gehörte damals mit Rösrath, Bensberg und Wahn zur französischen Besatzungszone, während Bergisch-Gladbach, Odenthal und Heumar zum britischen Brückenkopf Köln

zählten. Zeigten die englischen Besatzungsbehörden für die deutschen Anliegen regelmäßig viel Verständnis und Wohlwollen, so gestaltete sich die Zusammenarbeit mit den Franzosen mehr als schwierig. Für Overath zuständig war der französische Kreisdelegierte der Interalliierten Kontrollkommission, Oberstleutnant de Courcy. Dieser französische Offizier, der in Siegburg residierte, griff schon bei kleinsten Widersetzlichkeiten scharf durch. Bis Ende April hatte er im Landkreis Mülheim am Rhein zahlreiche Bürgermeister und Beigeordnete verhaften und ausweisen lassen, so auch den Overather Bürgermeister Hans Brochhaus. Brochhaus leitete seine Bürgermeisterei fortan von Köln aus und konnte sich in den nächsten sechs Monaten mit seinem Gemeinderat nur im unbesetzten Gebiet, z. B. in Eckhausen, Gemeinde Much,

zusammensetzen. Vom französischen Kreisdelegierten hatte die Overather Bevölkerung wenig Hilfe zu erwarten, als in der zweiten Oktoberhälfte die Plünderungen der Felder und Bauernhöfe begannen. Im Gegenteil: Während im englischen Besatzungsbereich des Landkreises Mülheim am Rhein durch die Stationierung von Einheiten der Kölner Schutzpolizei das Schlimmste verhindert werden konnte, verweigerten die Franzosen den bedrängten Gemeinden Overath und Rösrath sowohl den massierten Einsatz der Kreispolizei als auch militärischen Schutz.

Zusammenbruch der Lebensmittelversorgung

Die Folgen des Ruhrkampfes, der – obwohl aussichtslos – erst am 26. September 1923 abgebrochen wurde,



Bürgermeister Hans Brochhaus (freundlicherweise hat sich der Hund zu seinen Füßen niedergelegt) und der Overather Gemeinderat nach einer Sitzung in Eckhausen, Gemeinde Much, im Jahr 1923. Unter den Ratsmitgliedern auch die Anführer des bäuerlichen Selbstschutzes, die Gemeindeverordneten Hewel, Pütz und Ikenroth.

bekamen die Menschen im Rheinland bald zu spüren. Die Inflation in Deutschland stieg sprunghaft an, da die Reichsregierung die Finanzierung des passiven Widerstandes nur durch Vermehrung des Geldumlaufs bewältigen konnte. Gleichzeitig wuchs die Zahl der Arbeitslosen im Rheinland rapide, allein in Köln stieg sie im Laufe des Jahres 1923 auf 140.000 Personen. Vor diesem Hintergrund wurde die tägliche Ernährung für immer mehr Familien zu einem ernststen Problem. Wenige Jahre zuvor, im Ersten Weltkrieg, hatte der Hunger schon einmal in deutschen Familien Einzug gehalten. Damals war die Kartoffel endgültig zum Grundnahrungsmittel auch der Großstadtbevölkerung geworden. 1923 benötigte Köln ca. 1,9 Millionen Zentner Kartoffeln, um die rund 700.000 Einwohner über den Winter hin zu versorgen. Da im Rheinland und in Westfalen nicht genügend Kartoffeln angebaut wurden, um den Bedarf der westdeutschen Großstädte zu decken, war man seit Jahren auf Einfuhren vor allem aus Ostdeutschland angewiesen. Versorgungsschwierigkeiten hatte es auch in den Jahren zuvor schon gegeben. Selbst das ländliche Overath sah sich 1922 genötigt, 20 Waggon Kartoffeln zur Eigenversorgung von auswärts einzuführen. Dass die Kölner im Oktober 1923 erstmals ernsthaft befürchteten, nicht mehr genügend Kartoffeln für den Winter einkellern zu können, hatte mehrere Gründe: Wegen schlechter Witterung war die Ernte 1923 in Deutschland um 29 Prozent schlechter ausgefallen als im Vorjahr. Die Transportschwierigkeiten hatten infolge des Ruhrkampfes erheblich zugenommen. Viele Erzeuger und Händler hielten die Ware zudem in Erwartung einer neuen Währung (die Rentenmark wurde in Deutschland am 15. November 1923, im Rheinland aber erst 1924

eingeführt) zurück oder gaben sie wegen der Hyperinflation nur noch gegen wertbeständiges Geld (Goldanleihen, Devisen) ab. Denn auch die Landwirte standen mit dem Rücken zur Wand: Die Preise für Dünger waren im Zuge der Inflation erheblich stärker gestiegen als die Erlöse für landwirtschaftliche Produkte. Wer im Herbst seine Kartoffeln für Inflationsgeld verkaufte, konnte dafür wegen der Geldentwertung im nächsten Frühjahr weder Saatgut noch Düngemittel erhalten. Die Verknappung hatte den Kartoffelpreis im Rheinland noch weit höher getrieben als im restlichen Deutschland. Kostete im August in Berlin ein Kilo Kartoffeln 56.000 Mark, so lag der Preis in Essen bei 200.000 Mark (Zum Vergleich: 1913 kostete das Kilo 9 Pfennige, 1918 31 Pfennige). Kein Wunder, dass viele Menschen der unteren Einkommenschichten nicht mehr wussten, wie sie ihre Winterkartoffeln überhaupt bezahlen sollten. Was die Bevölkerung allerdings wusste: Wer im September oder Oktober nicht zum Zuge kam, musste sich im Winter auf noch höhere Preise gefasst machen.

Kartoffelraub und erpresserische Hilfsangebote der Franzosen

So kam es, dass die Bewohner der Kölner Vorstädte, zumeist Erwerbslose und Arbeiter, darunter viele Jugendliche, teilweise aufgestachelt durch eine radikale Presse, in ihrer Not zur Selbsthilfe griffen. Sie fuhren truppweise mit dem Zug ins Bergische Land und begannen die Äcker der Bauern zu plündern. Die Landwirte waren dagegen machtlos, da die Kölner zumeist in der Überzahl waren. Die drei Overather Polizisten (ein Gendarm, zwei Ortspolizisten) waren zahlenmäßig zu schwach und schon



War im Kartoffelkrieg machtlos: Der Overather Gendarm (Landjäger) Josef Stammen. 1923 hatte die Bürgermeisterei drei Ordnungshüter, einen Gendarmen (staatl.-preußische Polizei) und zwei Ortspolizisten (kommunale Polizei). Stammen amtierte in Overath von 1912 bis 1928.

logistisch nicht in der Lage, die Übergriffe abzuwehren. Da sie auf keine nennenswerte Gegenwehr stießen, gingen die Kölner bald dazu über, in immer größerem Stil bereits geerntete Kartoffeln sowie Getreide, Obst und Kleinvieh zu stehlen. Die Situation in der Bürgermeisterei Overath entwickelte sich wegen der ständig größer werdenden Hamsterergruppen und der Erregung der Bevölkerung von Tag zu Tag bedrohlicher. Schließlich wandten sich die Gemeindeverwaltung und die Ortspolizei an die

französischen Besatzungsbehörden mit der Bitte um polizeilichen oder militärischen Schutz. Die Antwort des Oberstleutnants de Courcy, die mehrere Tage auf sich warten ließ, macht deutlich, dass die Besatzungsmacht die Krise in ihrem Sinne zu instrumentalisieren versuchte. Das französische Militär werde erst eingreifen, hieß es, wenn sich die Overather den Rheinland-Separatisten anschließen und die „Rheinische Republik“, die von den Separatisten mit französischer Unterstützung am 26. Oktober 1923 in Koblenz proklamiert worden war, anerkennen würden. Die Overather haben dieses erpresserische Hilfsangebot nicht einmal diskutiert.

Chaos in der Bürgermeisterei Overath

Die Nachricht, dass die Bahnbehörden in Köln für Freitag, den 26. Oktober, einen Sonderzug „zum Kartoffeleinkauf“ bereitstellen werde, ließ die Situation schließlich eskalieren. Der Versuch einer Anzahl Overather Bauern und Bürger, an diesem Freitagmorgen die zu Hunderten ankommenden Kölner mit Gewalt am Verlassen des Bahnhofsgeländes zu hindern, endete in einer blutigen Straßenschlacht, in deren Verlauf ein Kölner Bürger erschossen, ein Overather Landwirt erschlagen und zahlreiche Beteiligte verletzt wurden. Die Kölner zogen schließlich unter wüsten Vergeltungsdrohungen in Richtung Wahlscheid ab. Am Abend desselben Tages fand im Saal des Steinhofes eine Volksversammlung statt, bei der die Overather ihrem Zorn Luft machten, den Landrat, die örtlichen Beigeordneten und die Polizei beschimpften, aber zu keinem handfesten Ergebnis kamen. Die Behörden erklärten sich außerstande, ohne militärischen Schutz dem Treiben Einhalt zu



Auf dem Hof der Overather Dorfschmiede Johann Nümm erschoss der Gutseleve Emil van Drenke von Oberheide im Verlauf der Straßenschlacht vom 26. Oktober 1923 einen Kölner. Ein anderer Kölner erschlug daraufhin den Gutseleven van Drenke mit einer Hacke.

gebieten. Am nächsten Tag berichtete die Bensberger Volkszeitung: „Im Aggertale herrscht vollkommene Anarchie. Tausende von Menschen ziehen plündernd und raubend durch die Kartoffelfelder. Die Plünderer treten gruppenweise auf, nehmen sich die Kartoffeln dort, wo sie dieselben finden, und misshandeln die Landwirte, wenn nicht sofort ihr Wille getan wird. Die geringe Polizei ist machtlos gegenüber diesen Zuständen.“ Tatsächlich stieg die Zahl der Kartoffelhamsterer trotz der schweren Zusammenstöße vom Freitag an diesem Wochenende dramatisch an. Schon am 27. Oktober kamen sie frühmorgens wieder zu Tausenden ins Aggertal, um sich gewaltsam mit Kartoffeln und Lebensmitteln einzudecken. Die Kölner stießen an diesem Wochenende in Overath auf keinen

Widerstand. Die Bevölkerung konnte dem Geschehen nur noch resigniert zusehen. Das Dorf Overath war vollkommen belagert, der Bahnhof besetzt, der Bahnhofsvorsteher seiner Funktion vorübergehend enthoben. Die Bürgermeisterei wurde total ausgeplündert. Allein vom Bahnhof Overath aus wurden zehn Waggons, vollbeladen mit geraubten Kartoffeln, nach Köln abtransportiert. Ein Ende der Plünderungen war nicht abzusehen. Auch die Umlandgemeinden waren – wenn auch nicht so schwer wie Overath – von den Beutezügen der Kölner betroffen.

Die Overather wehren sich mit einem bewaffneten Selbstschutz

Die Ereignisse des letzten Oktoberwochenendes hatten der Overather Bevölkerung gezeigt, dass ihnen keine

staatliche Instanz zu Hilfe kam, sie sich also selber schützen mussten. Am Sonntag, dem 28. Oktober, während die Plünderungen in vollem Gange waren, begannen die Bauern per Telefon und durch Boten mit der Organisation eines bewaffneten Selbstschutzes. Auch die Landwirte aus den Bürgermeistereien Much und Seelscheid sowie die Arbeiterbevölkerung aus dem Steinenbrücker Raum wurden einbezogen. Am Montag, dem 29. Oktober 1923, bezog der Selbstschutz, rund 1.500 Mann stark und mit Gewehren bewaffnet, an den Overather Ortsausgängen Stellung. Besonders gut gesichert wurde der Übergang über die Marialindener Brücke. Hier wurden auch zwei Maschinengewehre aus „schwarzen“ Beständen in Stellung gebracht. Vor diese Phalanx entschlossener Bauern gerieten am Montagmorgen die Kölner, die mit

dem Frühzug erneut zu Hunderten gekommen waren, bei ihrem Marsch in den Raum Marialinden, Much und Seelscheid. Vom Selbstschutz am Verlassen des Ortes gehindert, verlegten sich die Städter zunächst aufs Verhandeln. Aus den Wortwechseln entwickelte sich jedoch bald ein erneuter blutiger Zusammenstoß, bei dem es erneut einen Toten und zahlreiche Verletzte gab. Es gelang dem Selbstschutz schließlich, die Plünderer, von denen viele ebenfalls bewaffnet waren, zurückzudrängen und in den Zug zu jagen, der daraufhin sofort in Richtung Köln abfuhr. Den nächsten aus Richtung Köln kommenden Zug fing der Selbstschutz mit den Gewehren im Anschlag bereits im Bahnhof Honrath ab und erzwang die Rückfahrt. Da die Kölner drohten, am Nachmittag mit Verstärkung zurückzukommen, blieb Overath zunächst vom



Marialindener Brücke am Ortsausgang Overath. Hier verlegte der Selbstschutz den Kölner Plünderern am 29. Oktober 1923 erfolgreich den Weg.

Selbstschutz besetzt und abgesperrt. Auch die Gendarmerie des Kreises Mülheim wurde nun, offensichtlich mit Genehmigung der Besatzungsmächte, nach Overath beordert, kam jedoch nicht mehr zum Einsatz. Inzwischen hatten sich die Plünderungen in einige umliegende Gemeinden, insbesondere nach Rösrath, verlagert, aber auch hier setzte sich die Bevölkerung immer entschiedener zur Wehr.

Das Ende des Kartoffelkrieges

Die Tatsache der erneuten Straßenschlacht mit tödlichem Ausgang in Overath sowie die ausführliche Berichterstattung hierüber in der Kölner Presse veranlassten die Behörden der Großstadt, ihrerseits Maßnahmen gegen die Plünderertätigkeit zu ergreifen. Die Bahnhöfe Kölns wurden durch Schutzpolizei gesichert, die Frühzüge mussten die Vorortbahnhöfe Deutz, Kalk und Mülheim ohne Aufenthalt passieren, und schließlich wurde der Zugverkehr Anfang November in Richtung Overath und Bensberg gänzlich eingestellt. Daraufhin blieben die Plünderer mehr und mehr aus. Jetzt besann sich auch die französische Besatzungsmacht wieder ihrer Pflichten. Die Separatistenaktion „Rheinische Republik“ hatte sich inzwischen als Fehlschlag erwiesen. Anfang November wurde eine Abteilung Kolonialtruppen in Overath stationiert, die im Hotel Lindenhof Quartier bezog. Daraufhin löste sich die Wache des Selbstschutzes auf. Die Bauern konnten wieder einer friedlichen Tätigkeit nachgehen. Aber noch den gesamten Winter 1923/24 hindurch organisierten die Landwirte in Overath bewaff-

nete Patrouillengänge, um die abgelegenen Gehöfte vor Überfällen zu schützen. Und die Gemeindeverwaltung hatte alle Hände voll zu tun, um die Overather Bevölkerung über den Winter mit Lebensmitteln zu versorgen. Der Kartoffelkrieg blieb eine schreckliche Episode, die sich selbst nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges, in der sogenannten „schlechten Zeit“, trotz Hungers und Lebensmittelknappheit nicht wiederholt hat.

Quellen und Literatur (Auswahl)

Einen umfassenden zeitgenössischen Bericht über den „Kartoffelkrieg“ hat der ehemalige Overather Bürgermeister Christian Simons (Bürgermeister von 1897 – 1921) verfasst. Er ist abgedruckt in: Johann Hoffstadt, Marialinden, Chronik einer Kirchengemeinde, 1979, S. 280 – 290.

Presseberichte: Rheinische Zeitung Nr. 249, 250 Beilage, 253, 255; Bensberger Volkszeitung Nr. 249, 251, 252; Bergisch-Gladbacher Volkszeitung Nr. 251; Mülheimer Zeitung v. 29.10.1923; Kölnische Zeitung Nr. 249.

Eine ausführliche Fassung des vorliegenden Aufsatzes hat der Verfasser veröffentlicht in: Rheinisch-Bergischer Kalender 1981, S. 66 – 76.

Zu den politischen Hintergründen und den sozialen Verhältnissen im Rheinland des Jahres 1923 vgl.: F. Petri/G. Droge (Hrsg.), Rheinische Geschichte, Bd. 2, Düsseldorf 1976, S. 699ff.

Eine gute Einführung für den rheinisch-bergischen Raum gibt Johann Paul, Rösrath in der Weimarer Republik, in: Chronik der Gemeinde Rösrath, Bd. 2, Rösrath 1993, S. 303 ff.

Speziell zum Kartoffelkrieg vgl.: Franz-Josef Kos, Der „Kartoffelkrieg“ im Bergischen. Eine Auseinandersetzung zwischen Stadt und Land im Oktober 1923, in: Chronik der Gemeinde Rösrath, Bd. 2, Rösrath 1993, S. 353ff. (mit ausführlichem Zahlenmaterial und weiteren Quellenangaben).

Anne Horn, Schülerin des Paul-Klee-Gymnasiums, Overath

Viel Verkehr auf der Brüderstraße

Berichtenswertes über Handelsstraßen im Mittelalter bis zur frühen Neuzeit, dargestellt am Beispiel der Brüderstraße vom heutigen Brück bis zum Heckberg.

1. Einleitende Bemerkungen

Durch die Stadt Overath führt die B 55 nach Westen Richtung Steinenbrück und Untereschbach und weiter bis nach Bensberg. In entgegengesetzter Richtung führt sie nach Vilkerath, Loope und Engelskirchen. Nach Siegburg führt die B 484 und nach Much und Marialinden die Mucher Straße. Um nach Köln zu gelangen, nutzt der Overather die günstigerweise in der Nähe gelegene Autobahn A 4 oder er steigt in die Regionalbahn und wird direkt bis vor den Kölner Dom gebracht. Wie reiste früher ein Kaufmann nach Köln?

Noch in nicht allzu ferner Vergangenheit gab es keine Autobahnen und Eisenbahnen. Erst Ende des 19. Jahrhunderts gab es auch im Aggertal eine Eisenbahnlinie nach Köln. Die Autobahnen folgten erst im 20. Jahrhundert.

Geht man noch ein Stück weiter in die Vergangenheit, ins 18. Jahrhundert, findet man ein durch den preußischen Straßenbau gut ausgebautes Straßennetz. Mit Hilfe von Straßendämmen konnten sie auch in Tälern, wo sich durch die Industrialisierung vermehrt Siedlungen gebildet hatten, Straßen verlegen. In der frühen Neuzeit und dem Mittelalter sowie in der Zeit davor lagen die Siedlungen genau wie die Straßen hauptsächlich auf den Höhen, da die Täler durch Überschwemmun-

gen zu sumpfig für Häuser, Ackerbau und Straßen waren.

Wie gelangte also die Bevölkerung aus Overath (erstmalig 1064 erwähnt¹⁾) und aus dem restlichen Bergischen Land nach Köln, das damals wie heute eine Handelsmetropole war und ist. Die Heidenstraße und die Brüderstraße waren solche Wege. Die Brüderstraße führte durch Overath und war für die Bevölkerung von regionaler Bedeutung. Betrachtet werden soll die Wegführung und Namensgebung der Brüderstraße. Dazu werden die unterschiedlichsten Meinungen verschiedener Wissenschaftler herangezogen. Interessant ist auch, wie eine solche Straße damals aussah, welche Probleme es bei der Nutzung gab und wer sie aus welchen Gründen bereiste.

Dazu ist natürlich die Betrachtung der mittelalterlichen Wirtschaft und Industrie im Bergischen sehr wichtig.

Die Verbindung zum 21. Jahrhundert knüpfen Spuren, die solche Straßen in der Landschaft hinterließen. Hohlwege, Landwehren, Mautstationen und Bergwerke sind noch heute im Bergischen zu finden.

2. Namensgebung

Woher der Name der Brüderstraße kommt, ist nicht genau festzustellen. Es gibt viele verschiedene Ansätze zur Klärung dieser Frage, mit der sich schon viele Wissenschaftler beschäftigt haben.

Erstens bringt die Nachforschung bei den Sagen des Landkreises Mülheim eine interessante Erklärung zutage. Demzufolge ist die Straße nach einem Brudermord benannt, der unmittelbar in ihrer Nähe im Wald geschehen sein soll. Die beiden Söhne des Grafen Adolf V. wollten im 14. Jahrhundert die Herrschaft ihres Vaters schon vor seinem Tode an sich reißen. Dieser lebte im Schloss zu Bensberg, doch noch bevor die Belagerung durch seine beiden Söhne Erfolg haben konnte, gerieten sie in Streit. „Auf einer Jagd im Königsforste ließ der jüngere Bruder Wilhelm den älteren durch einen gedungenen Mörder töten, und die Straße, die an dieser Mordstelle vorüber führt, wurde fortan Brüderstraße genannt.“²⁾ Da Graf Adolf V., aber kinderlos starb, ist diese Möglichkeit wohl wirklich nur eine Sage.

Zweitens könnte der Name mit Klosterbrüdern und Pilgern in Verbindung gebracht werden. Die Jakobspilger auf ihrem Weg nach Santiago de Compostela führte ihre Reise über ein Stück der Brüderstraße, da der Wallfahrtsort Marienheide einer der Anziehungspunkte im Bergischen war. Jedoch ist diese Möglichkeit nicht sehr überzeugend, da die Straße nicht hauptsächlich für die Pilgerschaft genutzt wurde. Die Benutzung der Brüderstraße durch das Kölner Stift St. Severin zum Eintreiben von Steuern und Abgaben aus ihrem großen Grundbesitz im südlichen Bergischen Land mag die Bewohner der zahlreichen Uppfarren, Orte und Höfe auf den Besitztümern des Stiftes dazu gebracht haben, die Straße nach ihrer Obrigkeit, also den Brüdern, zu benennen. Diese Meinung, vertreten von Dr. Herbert Nicke³⁾ in seinem Buch zur Brüderstraße, so logisch sie sein mag, zeigt eine Schwäche. Die Bewohner eines Stiftes werden als

Stiftsherren und nicht als Brüder bezeichnet. Wenn dies auch im Mittelalter so üblich war (was jedoch nicht bekannt ist), kann man diese Möglichkeit ebenfalls ausschließen.

Nach neuesten Erkenntnissen wird davon ausgegangen, dass eine Verballhornung der Bezeichnung Brücker Straße der Ursprung des Namens ist. Als „brucger straisse“⁴⁾ wird sie bereits 1386 im Deutzer Weistum erwähnt. Der Name des Ortes Brück, wo eine Brücke über den Flehbach führt, wird schon 1166 als Bru^oche⁵⁾ und 1210 als Brugge⁶⁾ erwähnt. Jedoch ist der Unterschied zwischen „brucger“ und dem heutigen Brüder größer, als auf den ersten Blick anzunehmen ist. Die Brüderstraße war 1575⁷⁾ schon mit „alde broederstraß“ in der Mercator-Karte⁸⁾ verzeichnet, die wegen Grenzstreitigkeiten zwischen den Homburger Grafen und ihren Nachbarn in Auftrag gegeben wurde und die vermutlich älteste Kartierung des Bergischen Landes ist. Nun sind aber der Laut u in „brucger“ und das oe in „broeder“, da das oe als langes o gesprochen wurde, sehr weit voneinander entfernt. Damit ist es auch fragwürdig, ob sich aus „brucger“ wirklich Brüder hat bilden können.

So wird weiter im Unklaren bleiben, woher der Name nun tatsächlich kommt.

Im heutigen Brück allerdings trägt immer noch eine Straße den Namen Brücker Heide.

3. Wegführung

Die Wegführung der Brüderstraße ist eine interessante und nicht ganz so verzwickte Sache wie die Namensgebung. Im Großen und Ganzen verbindet sie die damalige Handelsmetropo-

le Köln mit dem weiter östlich gelegenen Siegen. Aus wirtschaftsgeschichtlicher Sicht betrachtet, war die Brüderstraße Teil der „Kölner Straße“, einer Verbindung von Flandern, über Brabant, Limburg, Jülich, Bergheim, Köln und die Brüderstraße bis Altenbrück, nach Kassel und Eisenach⁹⁾. Parallel zur „Kölner“ Straße verlief die Brüderstraße von Brück in Köln durch den Frankenforst nach Altenbrück und Steinenbrück und von dieser Gabelung aus weiter über Overath, Marielinden, Federath, Heckhaus, Drabenderhöhe, Nallingen, Abbenroth, Hübender, Auf der Hardt, Denkingen und Erdingen nach Siegen¹⁰⁾.



Kölner Straße bei Heiligenhaus (Foto: Verf.)

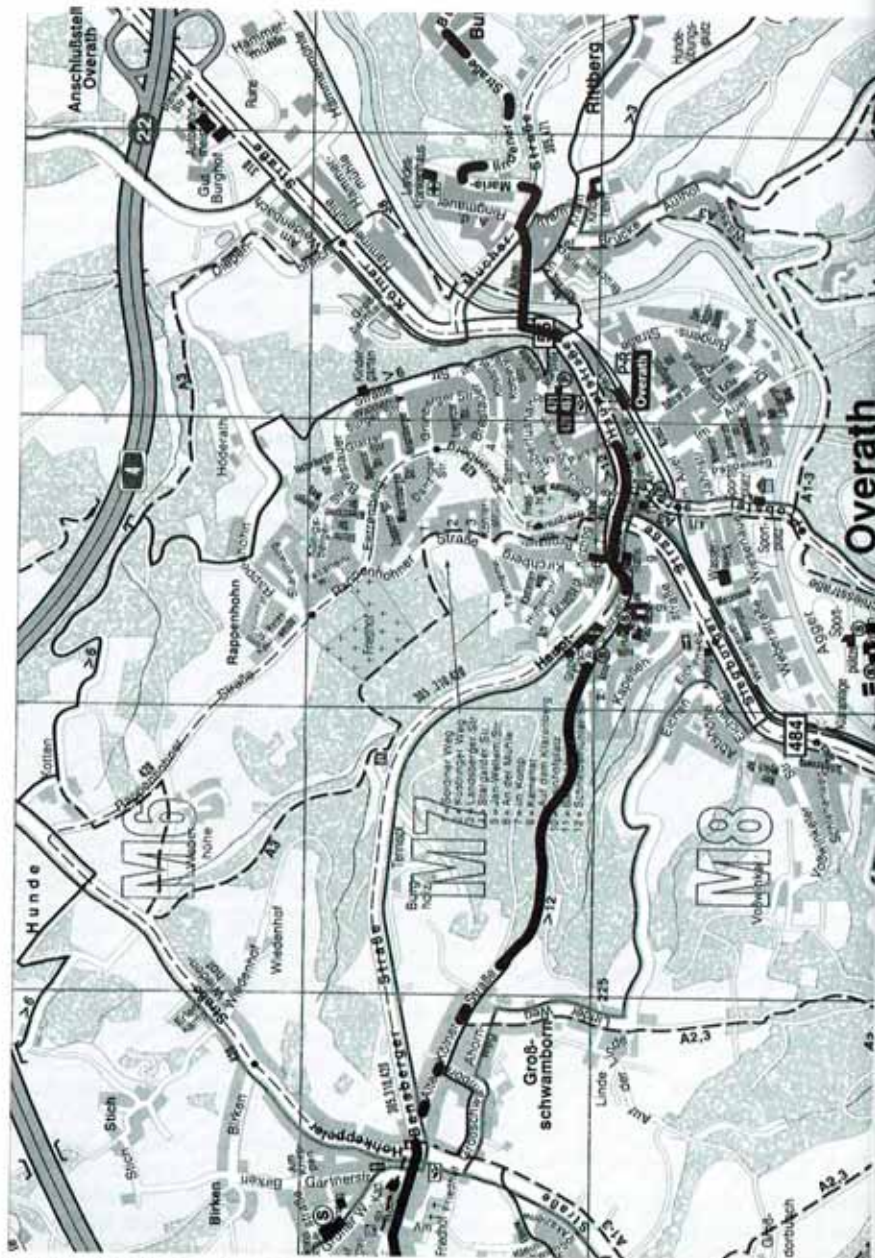
4. Wegegesetze werden notwendig

4.1 Das Bergische – eine Strapaze?

Heutzutage sind die Stadt, der Kreis, das Land und der Bund für Instandsetzung und Ausbesserung alter wie auch den Bau neuer Straßen zustän-

dig. Auch wird ihr Verlauf vorher genau geplant und festgelegt. Dagegen sind die damaligen Handelsstraßen und Pilgerstraßen erst dadurch entstanden, dass Waren oder Menschen von einem Ort zum anderen gelangen wollten. Die stark zunehmende Bevölkerungszahl schuf immer neue Orte und Siedlungen, die durch Wege und später Straßen, je nach Entwicklung des Handels, verbunden wurden. Da seit den Römerstraßen kaum noch befestigte Straßen angelegt worden waren, mussten sich Reisende und Fuhrleute ihren eigenen Weg suchen. In den zahlreichen Senken und Tälern des Bergischen Landes war der Boden sumpfig und in den meisten Jahreszeiten schwer oder kaum passierbar, so entstand die Brüderstraße an den Südhängen der Berge. Dort konnte durch die Sonne nach starkem Regenfall oder Tauwetter die Nässe am schnellsten trocknen. Denn einer der Nachteile des sehr tonhaltigen Bodens (Lehm) im Bergischen ist, dass er bei Nässe und sogar schon bei Erschütterungen sehr schnell matschig und fast flüssig wird. Der Lehm reagiert thixotropisch¹¹⁾, das heißt, er wird ohne Zugabe von Wasser unter mechanischer Einwirkung schnell zu einer Art Schlamm. Leicht verständlich ist daher, dass Fuhrleute froh über Frost und Trockenheit waren.

Die Straßen konnten sich leider auch nicht die ganze Zeit auf den Höhen bewegen, da zur Einhaltung der Richtung gemäß Reiseziel die Überquerung einiger Täler notwendig wurde. Dies geschah zumeist im rechten Winkel zum Tal und war eine der größten Strapazen im Leben eines Bergischen Fuhrmanns. Der Abstieg war anstrengend, da die Karren keine Bremse hatten und die Fuhrleute, um den Pferden die Arbeit zu erleichtern, ihre Achsen blockieren mussten. Ganz langsam im



Verlauf der Brüderstraße durch Overath.

Bohneckentempo ging es dann berg-ab.

Dann im Tal wurde der Fluss oder der Bach bei einer Furt oder Brücke überwunden. Auf der ganzen Strecke der Brüderstraße waren nur drei Brücken notwendig: einmal die Brücke in Altenbrück, woher der Ort, wie vorher schon am Beispiel Brück gezeigt, seinen Namen hat; die Aggerbrücke¹²⁾ in Overath, wo die Gemeinde schon früh eine Brücke hatte errichten lassen, und die Siegbrücke¹³⁾ in Siegen. Zur Überquerung der drei Brücken musste in den meisten Zeiten ein Brückengeld gezahlt werden, bei Furten¹⁴⁾ hingegen war die Überfahrt, falls sie möglich war, kostenlos. Trotz Hochwasser konnten die meisten Furten, wenn die Räder hoch genug waren, ohne Probleme passiert werden.

War der Bach oder Fluss passiert, ging es an den ebenfalls für die Pferde kräftezehrenden Aufstieg. An besonders steilen Hängen mussten oftmals zusätzliche Zugpferde eingespannt werden, um die Höhenmeter zu überbrücken. Hierzu gab es an solchen Hängen sogenannte „Schneppen“¹⁵⁾, Vorspannstationen, an denen für diesen Zweck gegen Geld Pferde geliehen werden konnten.

So entstanden zunächst kleine Siedlungen an den Schneppen, Gaststätten und Herbergen sowie den zahlreichen Schmieden, die durch die Straße angelockt wurden. Allein in Overath gab es 1691 zehn Schmiede, zwei Bierbrauer, sieben Branntweinbrenner und achtzehn Wirte¹⁶⁾. Mit zunehmender Bevölkerung entstanden Orte, Kirchen, Mühlen und Gehöfte.

Aber wer war nun für die Instandhaltung der Straßen zuständig?

Straßenbau war immer schon Sache der Könige und Landesherren gewesen, dieses Regal wurde ihnen schon seit dem frühen Mittelalter zugeschrieben. Bau und Unterhaltung der Straßen wurden den Territorialherren überlassen. Was diese aus ihrem Privileg machten, war von Landesherr zu Landesherr sehr unterschiedlich. Eine gut ausgebaute Straße stand immer auch für eine hohe wirtschaftliche Leistung und den größten Gewinn mit der Straße. Wegezölle wurden dafür eingesetzt, die Straßen befahrbar zu halten. Nur leider wussten nicht alle Landesherren diese Geldquelle auch gut auszunutzen und investierten zu wenig von den eingenommenen Zöllen für die Straßen. Ein weiteres Problem im Falle der Brüderstraße war, dass sie durch unterschiedliche Territorien verlief und so je nach Gebiet in gänzlich anderem Zustand war.

Im Allgemeinen kann man trotz der Investitionen mancher Landesherren sagen, dass jede Reise auf den Straßen eine Strapaze und nicht unbedingt angenehm war.

4.2 Wegegesetze des Herzogtums Berg

Das Herzogtum Berg bestand im Jahr 1555 aus 1313 Honschaften oder Bauernschaften, die von Scheffen oder Vorstehern geführt wurden. Ein Bürgermeister oder Meier stand einer Gemeinde oder einem Kirchspiel, bestehend aus mehreren Honschaften, vor. Die Ämter setzten sich aus mehreren Kirchspielen und/oder Gemeinden zusammen und wurden von Amtsmännern aus dem adeligen Landstand verwaltet.

Nachdem der Zustand der Straßen im Herzogtum Berg wegen der wachsenden Bevölkerung und somit des zunehmenden Verkehrs sehr gelitten

hatte, wurde am 10. Oktober 1554 die Jülich-Bergische Polizeiordnung herausgegeben¹⁷⁾. Diese unterschied zwischen Heer- und Landstraßen, Gemeinen Wegen und Nebenwegen. Es wurde in § 2 festgelegt, wie breit der jeweilige Weg oder die Straße sein musste. Eine preußische Rute¹⁸⁾ hatte damals als Längeneinheit 3,766 m. Heer- und Landstraßen sollten zwei Ruten, die Gemeinen Wege eine und die Nebenwege eine halbe Rute Platz zwischen den Gräben lassen¹⁹⁾.

Bei sehr schlammigen und verfahrenen Wegen sollte man diese laut § 5 „mit griend, gehülz, steinen, dörnen oder sunst högen, und dem wasser abdracht machen“²⁰⁾. Mit diesem Abdecken der Straßen wurde der Versuch gemacht, den Untergrund fester und leichter befahrbar zu machen.

§ 15 besagte, dass die Landstraßen, Gemeinen Wege und Nebenwege einmal im Jahr von Amtsleuten mit Hilfe von Schöffen, den Ältesten der „Nachbaren“ und den Bürgermeistern besichtigt werden sollten. Wenn Mängel festgestellt wurden, sollten die Verantwortlichen auch bestraft werden.

Alle Wege, Gräben und Brücken sollten in ursprünglichen guten Zustand gebracht und erhalten werden. Dies war eine Verpflichtung der Grundeigentümer und später ihrer Erben. Wenn es diesen finanziell nicht möglich war, wurde auch schon mal mit § 10 die Berechtigung erteilt, Wegegeld einzunehmen, unter der Bedingung, dass „zu besserung der Wege“²¹⁾ das Geld ausschließlich zu ihrer Unterhaltung und Pflege eingesetzt wurde.

Die Grundsätze dieser Gesetze, die in das Mittelalter zurückreichen, bilden die Grundlage des Bergischen Verkehrssystems noch bis ins 19. Jahrhundert²²⁾.

5. Nutzen der Brüderstraße

5.1 Reisen auf der Brüderstraße

Als mittelalterliche Straße wurde die Brüderstraße von vielen Menschen unterschiedlicher Herkunft mit gänzlich anderen Voraussetzungen für eine Reise genutzt.

Da waren die Steuereintreiber von den Stiften, also Stiftherren, oder von den Landesherren. Diese reisten über die Brüderstraße, um für ihr Stift oder ihren Herrn Geld bei den weiter entfernten Gemeinden und Höfen einzutreiben.

Auch Pilger, zum Beispiel die Jakobspilger, nutzten die Straße, um zu dem etwas abseits von ihrem Weg nach Santiago de Compostela gelegenen Wallfahrtsort Marienheide zu gelangen. Sie legten am Tag zu Fuß zwischen 20 und 30 km zurück²³⁾.

Kaufleute, ein Berufsstand, der zur Zeit des aufkommenden Frühkapitalismus sehr erfolgreich war, sahen in der Brüderstraße eine Verbindung des Bergischen mit der Handelsmetropole Köln, von wo aus schon damals bis nach Italien, in den Orient und die gesamte bekannte Welt gehandelt wurde. Sie reisten zu Pferd, denn ein Reiter konnte am Tag eine circa 70–80 km lange Strecke zurücklegen²⁴⁾. Deshalb hielt sich diese Art des Reisens der Kaufleute noch bis Anfang des 19. Jahrhunderts. Durch die günstige Lage zwischen Nieder- und Oberrhein und das dadurch in Köln erfolgende Wechseln von Schiffen war die Stadt zu ihrer florierenden Wirtschaft gelangt. Seit dem Jahr 1259 wurden die Händler mit ihren Schiffen durch das von dem Stadtherrn Konrad von Hochstaden gekaufte Stapelrecht dazu gezwungen, die Schiffe zu entladen, die Ware in Köln für einige Tage zu stapeln und dort zum Verkauf anzu-

bieten. Dies wussten auch die einfachen Bauern und Händler der Umgebung, und so war ein Marsch zum Markt in Köln und zurück an einem Tag nichts Besonderes. Um entweder Gewürze und ähnliche Güter zu kaufen oder die eigene Ware zu verkaufen, trugen sie sogar schwere Lasten selber. Auf dem Rücken oder Kopf, mit Kiepen²⁵⁾ oder Kasten brachten auch Overather Händler ihre Ware nach Köln. Im Jahre 1691 gab es sechzehn Händler in Overath, die mit Butter, Birnenkraut, Honig, Geflügel und Vieh handelten²⁶⁾. Vom Mittelalter bis ins 19. Jahrhundert wurden sogar Fertigwaren der Eisenindustrie aus dem Oberbergischen auf diese Art nach Köln gebracht.

Massengüter wie zum Beispiel Kohle wurden oft auf kurzen Strecken mit Schubkarren und bei größerer Entfernung mit Pferden oder Eseln transportiert.

Mit der Verbesserung des Straßenwesens nutzten die Fuhrleute bis Anfang des 17. Jahrhunderts vermehrt zweirädrige Karren. Diese Fuhrwerke schafften circa 15–25 km am Tag.

Den vierrädrigen Wagen, der Ende des 17. Jahrhunderts für die Reisen der reicheren Gesellschaft genutzt wurde, gab es im Oberbergischen kaum, da die steilen Hänge und zahlreichen Täler den Weg für diese Gefährte zu beschwerlich machten.

5.2 Bergbau und Kleineisenindustrie

Schon im 6./5. Jahrhundert vor Christus begann die Besiedelung des Rechtsrheinischen, da dort im östlichen Bergischen Siegerland Brauneisenerz, auf der Mittelterrasse des Rheins Raseneisenerz und im Bergischen Kupfererz sowie vereinzelt Silbererz zu finden waren. Bei der Grube Anacker in Rösrath gibt es

Funde von Scherben aus dem 5. Jahrhundert vor Christus, die auf Kupferbergbau hinweisen²⁷⁾.

Durch die Ankunft der Römer kam jedoch der Bergbau fast zum Erliegen. Die Römer begannen um 20 nach Christus selber mit der Gewinnung von Silber und Bleierzen in den Gruben Altglück bei Hennef, Lüderich bei Rösrath und Bliesenbach bei Engelskirchen.²⁸⁾ Kupferbergbau wurde in der 1. Hälfte des 2. Jahrhunderts in Overath-Schalken betrieben.

„Mit dem Ende der Römerherrschaft am Rhein brach auch der Bergbau zusammen“²⁹⁾. Sie ließen aber genügend Buntmetall und Eisen zurück, um aufgearbeitet für mehrere Jahrhunderte zu reichen, so dass erst im 12. und 13. Jahrhundert der Bergbau eine neue Blütezeit erreichte. Nun gab es zwei Arten von Betrieben: zum einen Bauern, die sich als Nebenerwerb auf Roheisen beschränkten, und zum anderen Großbetriebe, in denen Bergleute arbeiteten und von den Besitzern der Gruben, Landesherren, Adel oder reiche Kaufleute, bezahlt wurden.

Die Grube Lüderich wurde im Jahr 1122 von Kaiser Heinrich V. an die Abtei Siegburg übergeben. Diese förderte dort Bleierze, bis sie die Grube 1249 an Kölner Kaufleute verkaufte. Ein Jahr später pachtete der Erzbischof von Köln, Konrad von Hochstaden, die Grube Lüderich. Das mit dem Bergwerk gewonnene Geld setzte er zum 1248 begonnenen Bau des Kölner Doms ein.

Die Grube Silberkaule am Heckberg (siehe Materialanhang: Kartenausschnitt 1), also in unmittelbarer Nähe der Brüderstraße, wurde in der 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts schon im großen Maßstab genutzt. Es wurden

Eisenerze und Blei abgebaut, auch gab es Schächte, in denen Silber gefördert wurde. Zwei Schmelzstätten zur weiteren Verarbeitung und 30 Knappenhäuser standen direkt dabei. Also kann man daraus schließen, dass recht viele dort gearbeitet und gewohnt haben. Durch eine Landwehr wurde die Grube gegen Übergriffe von der Brüderstraße abgesichert. An diesem Beispiel kann man sehen, dass diese Art von Betrieb von dem Landesherren gut organisiert und geplant war. Verhüttet wurde im Bergischen in großem Maße erst seit dem Spätmittelalter.

Die Produktion von Kleineisenware begann schon im 10. Jahrhundert. Das in der Mittelterraße gewonnene Raseneisenerz wurde mit Hilfe von im Bergischen hergestellter Holzkohle weiterverarbeitet. Die Nähe von Köln trieb diese Industrie weiter voran, so dass im 15. Jahrhundert einige Zunftstatuten denjenigen, die Eisenprodukte produzierten, Vorrechte einräumten. Das Gewerbe konnte sich leichter etablieren und festigen.

In Overath gab es einige Glockengießer, und die erste Glocke aus Overath stammt von 1474³⁰⁾.

5.3 Fuhrleute und Transport

Der Berufsstand der Fuhrleute organisierte sich im Mittelalter und der frühen Neuzeit in einer Zunft, obwohl dies, da sie unterwegs waren und keinen festen Wohnsitz hatten, schwierig war. Zusammenkünfte und vollständige Versammlungen waren damit unmöglich, und das sogenannte Rheinamt³¹⁾ wurde eingerichtet. Zuständig war es für den Transport von Wein, Bier, Südfrüchten, Heringen, Eisen aus Siegen, Hafer und Klüppelholz. Köln war einer der Hauptabnehmer des zum Heizen genutzten Klüppel-

pelholzes. So waren die Fuhrleute ständig zwischen Köln bis ins Land Berg und nach Westfalen unterwegs. Außerdem transportierten sie in Kriegszeiten zur Versorgung der Armee Heu und Pferdefutter.

Durch die ausgeprägte Eisenindustrie und den Bergbau waren die Straßen voller Fuhrleute mit ihren einachsigen Karren, im Bergischen auch Kippkarren genannt, da sie beim Ausspannen der Pferde auf die Deichseln kippten und sich die transportierten Güter einfach durch Kippen abladen ließen. Die Bevölkerung der Straße lockte natürlich auch Räuber und Diebe aller Art an. Für die Fuhrleute entstand eine ernst zu nehmende Gefahr, nicht nur für ihre Ware, sondern auch für ihr Leben. Deshalb schlossen sie sich teilweise, meist auf langen Strecken, die flach, einsam und verlassen waren, zusammen und bildeten nachts sogenannte Wagenburgen.

Es wurde ein Kreis aus den Karren gebildet, Pferde und Fuhrleute begaben sich in den nun leichter zu verteidigenden schützenden Bereich innerhalb der Karren. Einer der Fuhrleute hielt Wache, während die anderen im Trockenen unter ihren Karren mit Säbel oder geladenem Gewehr bei sich schliefen.

Doch nicht nur Fuhrleute kamen mit den Räubern in Berührung. So schrieb Arnoldus Buchelius, ein niederländischer Reisender aus Utrecht, 1591 bei seiner Rast in Overath: „Gegen Abend wurde das Dorf Overath im Herzogtum Berg erreicht. Hier brachten wir eine bange Nacht zu wegen der umherschweifenden Feinde aus Bonn, die in einem Dorf bei Deutz vor einigen Tagen mehrere Leute getötet hatten, weil sie fälschlich glaubten, dass sie zu uns gehörten, weshalb sie auch ihre Ratgeber umgebracht hatten“³²⁾.

Dies zeigt, wie unsicher das Reisen war.

Auf der Brüderstraße gab es vermutlich im Abstand von je einem Tagesmarsch eine Herberge. Nicht alle Probleme der Fuhrleute hatten mit Räubern und ähnlichem zu tun. Was war, wenn der Karren im Schlamm stecken blieb? Für solche Fälle wurde schon mal der nächste Bauer um Hilfe gefragt. Gegen eine kleine Gebühr stellte dieser meist ein Zugtier, ein Pferd oder auch einen Ochsen zur Verfügung. Für den Fall, dass ein Rad oder gar die Achse brach, hatte der Fuhrmann immer Werkzeuge wie Hammer und Nägel bereit, um den Karren notdürftig geflickt wenigstens noch bis zur nächsten Schmiede oder dem nächsten Ort zu schaffen. Als Werkstatt für fast alles konnte die Schmiede ihm dort dann helfen. Zur weiteren Ausrüstung gehörten Laternen, Eisketten und Bänder für rutschigen Schnee im Winter, ein Schmierpfopf zum Ölen der Räder und ein Wassersack aus Leder zum Tränken der Pferde. Wenn nichts half, war oft auch ihr Einfallsreichtum gefragt. War zum Beispiel kein Schmierfett mehr da, konnte man die Räder auch mit Schnecken vom Wegesrand schmierig machen. Am schlimmsten jedoch war es, wenn dem Pferd etwas zustieß, es lahmte, stürzte oder sich ein Bein

brach. Dann saß der Fuhrmann nicht nur für eine Zeit lang fest, sondern verlor vielleicht sogar seine Existenz. Finanziell konnte es kaum ein Fuhrmann verkraften, sein Pferd zu verlieren. Deshalb wurde beim Kauf eines Pferdes sehr sorgfältig vorgegangen. Mit einem lahmen, alten oder bockigen Pferd war die Reise nicht einfach. Als wichtigstes und wertvollstes Besitztum fütterte und versorgte der gute Fuhrmann zuerst seine Pferde, bevor er selbst etwas zu sich nahm.

6. Hohlwege und ihre Entstehung

Hohlwege sind die Reste der alten Straßen, die noch heute zu finden und zu sehen sind. An den Stellen, wo die heutige Straße ein kleines Stück von der alten Wegführung abweicht und eine Steigung da ist, kann man Hohlwege entdecken.

Der Abstieg von einer Höhe ins Tal war sehr beschwerlich. Da die Karren noch keine richtigen Bremsen hatten, blockierte der Fuhrmann mit einer Stange die Achse. Dazu steckte man sie durch die Speichen der Räder, damit diese sich nicht mehr weiter drehen konnten.

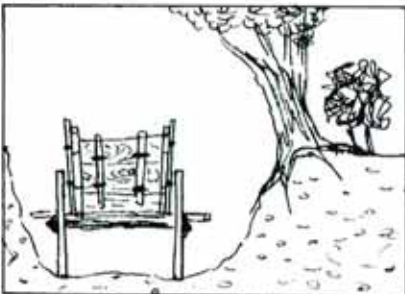
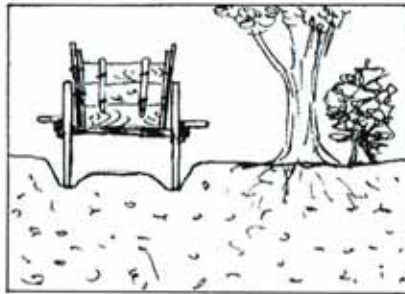
Dann schabten die Räder beim Abstieg wie Kufen eines Schlittens über den Boden und gruben sich tief in den Schlamm.

Nach mehreren Karren bildeten sich Spurrillen, die durch ihre Nutzung und Regengüsse immer tiefer wurden. So bildeten sich mit der Zeit richtig tiefe Wege, die links und rechts von hohen Böschungen eingeschlossen waren.

Da oft mehrere Fuhrleute gleichzeitig eine Steigung zu überwinden hatten, wichen sie am Anfang des Hanges nach links oder rechts aus.



(Skizze Anne Horn)



Ein Hohlweg bildet sich (Skizzen: Anne Horn)

Auch wenn ein Weg zu matschig geworden war, suchte sich der Fuhrmann einen neuen oder benutzte einen noch nicht so tief ausgefahrenen Weg. So entstanden parallel zueinander verlaufende Wege. Heute sind die Hohlwege, da sie nicht mehr genutzt werden, mit Bäumen und Sträuchern bewachsen. Im Burgholz zwischen Overath und Heiligenhaus kann man sie leicht entdecken.



Hohlweg im Burgholz oberhalb der Grundschule bei Overath (Foto: Verf.)

7. Anmerkungen

- ¹⁾ Vgl. Gechter, Michael, Verkehr im Bergischen Land, Essen 2000a, S. 11
- ²⁾ Vgl. Wendel, Johann, Heimatbuch- des Landkreises Mülheim am Rhein, Mülheim 1973, S. 144
- ³⁾ Vgl. Nicke, Herbert, Die Brüderstraße. Wiehl 2000, S. 31
- ⁴⁾ Vgl. Lacomblet, Dr. Theod. Jos., Urkundenbuch für die Geschichte des Niederrheins oder des Erzstifts Köln, der Fürstenthümer Jülich und Berg, Geldern, Meurs, Cleve und Mark, und die Reichsstifte Elten, Essen und Werden, Düsseldorf 1853, S. 800
- ⁵⁾ Vgl. Strutz, Edmund, Siedlungsnamen und Siedlungsgeschichte des Bergischen Landes, Neustadt an der Aisch 1956, S. 90

- ⁶⁾ Vgl. Strutz 1956, S. 90
- ⁷⁾ Vgl. Nicke 2000, S. 31
- ⁸⁾ Vgl. Nicke 2000, S. 17
- ⁹⁾ Vgl. Becher, Franz, Neunhundert Jahre Overath 1064-1964, Bergisch Gladbach 1964, S. 177 f
- ¹⁰⁾ Vgl. Nicke 2000, S. 42
- ¹¹⁾ Vgl. Nicke 2000, S. 58
- ¹²⁾ Vgl. Becher 1964, S. 180ff.
- ¹³⁾ Vgl. Nicke 2000, S. 50
- ¹⁴⁾ Vgl. Nicke 2000, S. 51
- ¹⁵⁾ Vgl. Nicke 2000, S. 193
- ¹⁶⁾ Vgl. Becher 1964, S. 260 f.
- ¹⁷⁾ Vgl. Ecker, Fritz, Rheinisches Wegerecht, Darstellung der wegerechtlichen Verhältnisse der Rheinprovinz unter Berücksichtigung der geschichtlichen Entwicklung. Berlin 1906, S. 440 - 444
- ¹⁸⁾ Vgl. Willmes, Heinrich, Die Entwicklung des Wegewesens im Oberbergischen von der ältesten Zeit bis zur Gegenwart, Bergneustadt 1925, S. 47
- ¹⁹⁾ Vgl. Willmes 1925, S. 47
- ²⁰⁾ Vgl. Ecker 1906, S. 441
- ²¹⁾ Vgl. Ecker 1906, S. 442
- ²²⁾ Vgl. Ecker 1906, S. 457
- ²³⁾ Vgl. Nicke 2000, S. 194
- ²⁴⁾ Vgl. Nicke 2000, S. 194
- ²⁵⁾ Kiepen sind korbähnliche geflochtene Behälter, die auf dem Rücken getragen werden
- ²⁶⁾ Vgl. Becher 1964, S. 260 f
- ²⁷⁾ Vgl. Gechter, Michael, Montanarchäologie im Bergischen Land, Essen 2000b, S. 18
- ²⁸⁾ Vgl. Gechter 2000b, S. 20
- ²⁹⁾ Vgl. Gechter 2000b, S. 20
- ³⁰⁾ Vgl. Becher 1964, S. 20
- ³¹⁾ Vgl. Nicke 2000, S. 194ff.
- ³²⁾ Vgl. Becher 1964, S. 24

8. Literaturverzeichnis

- BECHER, FRANZ, Neunhundert Jahre Overath 1064-1964, Hrsg.: Gemeinde Overath, Bergisch Gladbach: Joh. Heider Druckerei und Verlag GmbH Bergisch Gladbach, 1964
- BERGISCHER GESCHICHTSVEREIN OVERATH e.V. (Hrsg.), Wanderungen durch die Geschichte der Stadt Overath. Bad Soden: Haupta Verlag, Kartographisches Institut, 1997, (zur Stadtwerdung Overaths)
- ECKER, FRITZ, Rheinisches Wegerecht, Darstellung der wegerechtlichen Verhältnisse der Rheinprovinz unter Berücksichtigung der geschichtlichen Entwicklung. Berlin: Carl Hermanns Verlag, 1906, S. 440-445 und S. 456-461
- GECHTER, MICHAEL, Verkehr im Bergischen Land. In: Netzwerk Industriekultur Bergisches Land e.V. (Hrsg.): Mit Feuer und Wasser, Stationen der Industriekultur zwischen Wupper und Sieg. Essen: Klartext Verlag, 2000a, S. 9-17

- GECHTER, MICHAEL, Montanarchäologie im Bergischen Land. In: Netzwerk Industriekultur Bergisches Land e.V. (Hrsg.): Mit Feuer und Wasser, Stationen der Industriekultur zwischen Wupper und Sieg. Essen: Klartext Verlag, 2000b, S. 18-21
- HIRTSIEFER, GEORG, „Zu Oberadt Zopp gesen...“, Reisen durch Overath in alter Zeit. In: Bergischer Geschichtsverein Overath e.V. (Hrsg.): Achera, Beiträge zur Geschichte der Stadt Overath, Folge 6. Overath: Pilgram-Druck GmbH, 1999, S. 64-74
- LACOMBLET, Dr. theod. Jos., Urkundenbuch für die Geschichte des Niederrheins oder des Erzstifts Köln, der Fürstenthümer Jülich und Berg, Geldern, Meurs, Cleve und Mark, und der Reichsstifte Elten, Essen und Werden. Düsseldorf: Buchdruckerei von H. Voss., In Commission der Schaub'schen Buchhandlung (C. Schöpping), 1853, S. 800
- NICKE, HERBERT (Hrsg.), Unterschbach und Immekeppel im Sülztal, Ein Heimatbuch. Wiehl: Martina Galunder-Verlag, 1997
- NICKE, HERBERT, Die Brüderstraße. Aus der Geschichte der alten Landstraße von Köln nach Siegen. Land und Geschichte zwischen Berg, Wildenburg und Südwestfalen Band 4, Wiehl: Martina Galunder-Verlag, 2000
- PUTSCH, JOCHEM, Kleisenindustrie des Bergischen Landes. In: Netzwerk Industriekultur Bergisches Land e.V. (Hrsg.): Mit Feuer und Wasser, Stationen der Industriekultur zwischen Wupper und Sieg. Essen: Klartext Verlag, 2000, S. 29-34
- RUTT, THEODOR, Overath - Geschichte der Gemeinde. Köln: Rheinland-Verlag GmbH, 1980
- SIMONS, CHRISTIAN, Das Aggertal bei Overath. Geschichte, Sagen und Denkwürdigkeiten der Bürgermeisterei Overath. Hrsg.: Gemeinde Overath. Meinerzhagener Druck und Verlagshaus, 1985 (1901)
- STRUTZ, EDMUND (Hrsg.), Siedlungsnamen u. Siedlungsgeschichte des Bergischen Landes. Zeitschrift des Bergischen Geschichtsvereins. 74. Band. Neustadt an der Aisch: Druck und Verlag Ph. C. W. Schmidt, 1956, S. 90
- TOENNINGS, FRANZ, Frühe Wege der Jakobspilger durchs Bergische Land. Bedeutende Form des Reisens auch für Frauen - Neuer Aufbruch heute. In: Rheinisch-Bergischer Kreis in Bergisch Gladbach (Hrsg.), Rheinisch-Bergischer Kalender, Heimatjahrbuch für das Bergische Land, Bergisch Gladbach: Joh. Heider Verlag GmbH, 1999, S. 28-36
- WENDEL, JOHANN, Heimatbuch- des Landkreises Mülheim am Rhein. Geschichte und Beschreibungen, Sagen und Erzählungen. Köln Mülheim: Scriba Verlag Köln, 1973 (1925)
- WECZERKA, HUGO, Hansische Handelsstraßen. Köln Graz: Böhlau Verlag, 1962
- WILLMES, HEINRICH, Die Entwicklung des Wegewesens im Oberbergischen von der ältesten Zeit bis zur Gegenwart. Bergneustadt: 1925

Helmut Krause

Cyriax und die drei Bischöfe

Betrachtungen zur frühen Geschichte der Benediktinerpropstei zu Overath

Vor fast 700 Jahren, am 21. Juli 1328, richtete Papst Johannes XXII. ein Schreiben an den Siegburger Abt Wolfhard. Dieser Brief kam aus Avignon, da die Oberhirten der röm.-katholischen Kirche zu jener Zeit – von 1309 bis 1378 – nicht in Rom, sondern in Avignon residierten („babylonische Gefangenschaft“).

In besagtem Schreiben (siehe gegenüberliegende Seite) trägt der Papst dem Abt auf, dem Bischof Johannes von Skopje die Hofanlage Cyriax, die ihm ja unmittelbar unterstehe, gegen eine jährlich zu entrichtende Pacht zu überlassen. Begründet wird das Ersuchen damit, dass auf diesem Anwesen, wo früher eine Mönchspropstei bestand, seit lange zurückreichenden Zeiten kein Mönch mehr wohne, dass der Vorgänger des Bischofs, der ebenfalls Johannes hieß, auch schon diesen Hof gegen eine Jahrespacht auf Lebenszeit innegehabt hätte und dass genannter Bischof sonst keinen seinem bischöflichen Stand entsprechenden Lebensunterhalt habe; der Papst wolle die Entscheidung jedoch dem Abt überlassen, da er von dem wahren Sachverhalt keine Kenntnis habe.

Eine außergewöhnliche Kunde, die aufhorchen läßt und zu eingehenden Nachforschungen herausfordert!

Der Papst stellt also 1328 die erneute Vergabe des Nutzungsrechtes über die Anlage Cyriax an den Bischof Johannes von Skopje in das Ermessen des verfügungsberechtigten Ab-

tes von Siegburg, und wir dürfen davon ausgehen, dass der Bitte entsprochen wurde.

Dem päpstlichen Schreiben entnehmen wir ferner, dass schon der Vorgänger des Bischofs den Nießbrauch von Cyriax innehatte. Es gibt jedoch Belege, die beweisen, dass schon diesem Vorgänger ein Vorgängerbischof auf Cyriax vorausgegangen war, so dass wir uns nunmehr mit drei Bischöfen in Folge zu befassen haben, die Nutznießer der seit vielen Jahren verwaisten Propstei waren; zuvor aber müssen wir uns der Propstei zuwenden, genauer gesagt den wirtschaftlichen Verhältnissen während der ersten Jahre ihres Bestehens, und versuchen, eine Antwort zu finden auf die Frage, wie es zu dieser tief greifenden Veränderung kommen konnte. Es ist schwer nachvollziehbar, dass bereits 23 Jahre nach Gründung der Propstei das monastische Leben erloschen war, dass es keine klösterliche Gemeinschaft mehr gab und Cyriax spätestens seit 1279 nur noch den Status einer landwirtschaftlich genutzten Hofanlage in Siegburger Besitz hatte.

Wir wollen uns erinnern:

1064 gelangte die Grundherrschaft Oberacher/Overath an die neugegründete Benediktinerabtei Siegburg. Schon zeitig, gegen Ende des 11. Jahrhunderts etwa, hatte die Abtei an dieser Stelle eine Hofanlage mit einer kleinen Kapelle gegründet, die dem

Significavit nobis venerabilis dilectus filius... Albanus Siebigen, ordinis S. Bened. colonien dioc. ead. f. 106^r nr. 3274.

Reproduktion des päpstlichen Schreibens vom 21. Juni 1328 an den Abt von Siegburg, die dank der persönlichen Intervention von Herrn Magister Hartmut Benz aus Much im vatikanischen Geheimarchiv in Rom eigens für diese Publikation (mit entsprechender Druckerlaubnis) angefertigt wurde. Reg. 88 f. 106^r Nr. 3274.

1328 Juli 21.

171

1517. 1328 Juli 21. Avignon.

[Iohannes XXII] abbati monasterii Sibergensis ord. S. Bened. Colon. dioc.

Significavit nobis venerabilis frater noster Iohannes episcopus Scopiensis, quod bone memorie Iohannes episcopus Scopiensis predecessor suus curtem S. Ciriaci Colon. dioc. monasterio tuo immediate subiectam, que olim regularis prioratus ex[ist]it, dum vixit, pro certa obtinuit annua pensione, quodque nullus monachus in curte prefata fecit a longis retroactis temporibus residentiam personalem, et quod idem Iohannes episcopus iuxta status sui pontificalis decentiam non habet, unde valeat sustentari. Quare dictus episcopus nobis humiliter supplicavit, ut sibi dictam curtem concedere, prout dictus predecessor suus, ut predicatur, tenuit, ... dignaremur. Quia vero de premissis noticiam non habemus, discretionis tue ... mandamus, quatinus, si est ita, dictam curtem prefato Iohanni episcopo sub illa annua pensione ... concedas. Dat. Avin. XII kl. augusti a. duodecimo.

Reg. 88 f. 106^r nr. 3274.

heiligen Cyriacus geweiht war. Diese entwickelte sich – laut Urkunde – wegen der Zeichen und Wunder, die dort geschahen, rasch zu einer viel besuchten Wallfahrtsstätte; und man machte kein Hehl daraus, dass von den dort gespendeten Opfern eine erhebliche Geldsumme zurückgelegt wurde. „Damit aber die Andacht der Gläubigen mehr angeregt werden soll, was ja dort der Fall ist, wo ständig Gottesdienst abgehalten wird“, – so der Text – entschloss sich Abt Gottfried von Siegburg im November des Jahres 1256, von einem Teil des zurückgelegten Geldes an dieser Stelle ein Mönchskloster mit Kirche zu errichten und mit dem anderen Teil die verschuldete Propstei Oberpleis, die am Rande des Ruins stand, zu sanieren. Dies ist der Tenor der Urkunde – siehe Beilage.

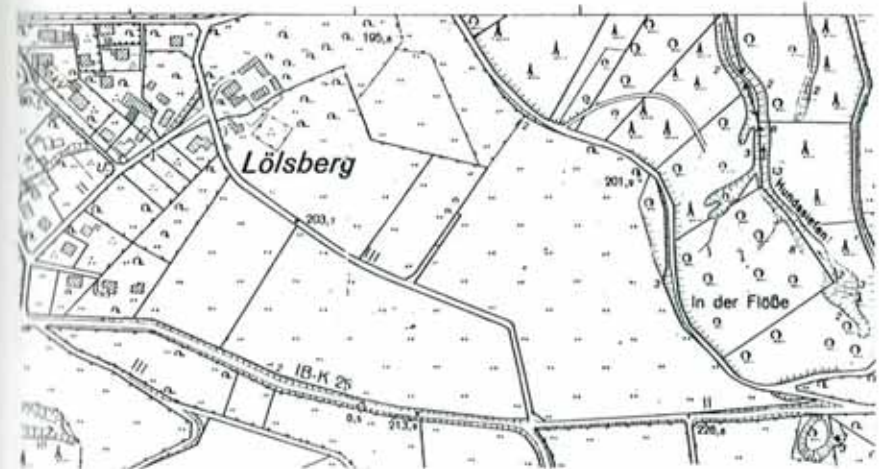
Es hat jedoch den Anschein, dass der Errichtung der Propstei ein weiteres Motiv zugrunde lag, das im Urkunden-text wohl bewusst mit keinem Wort erwähnt wurde, das jedoch (im wahrsten Sinne des Wortes) unterschwellig Hauptanlass der Gründung war: der Bergbau! Die Idee der Erzgewinnung an diesem Ort war geradezu zwingend! Zwar könnte man derartigen aufs Diesseits gerichteten Bestrebungen mit Skepsis begegnen, aber selbst Pater Rhabanus (Dr. Haacke), einer der herausragendsten Kenner des klösterlichen Zeitgeschehens im Mittelalter, unterstellt der Errichtung der Propstei Cyriax einen materiellen Grund!

Das Recht auf wirtschaftliche Ausnutzung von Bodenschätzen konnte nur der König verleihen; er allein verfügte seit dem 11. Jahrhundert über die sogenannten Bergregalien. Um dieses außergewöhnliche Privileg bemühten sich im hohen Mittelalter vor allem geistliche Institutionen. So verlieh

Konrad II. 1028 dem Bischof von Basel alle Silbergruben im Breisgau, darunter auch solche in Sulzburg, wo 993 das Benediktinerinnenkloster zu Ehren des hl. Cyriacus entstanden war. Von dieser Bestimmung machte aber auch König Heinrich V. Gebrauch, als er mittels Urkunde vom 29. März 1122 dem Kloster Siegburg das Recht der Erzgewinnung auf ihrem Grundbesitz – also auch in Overath – zusprach. (Die Kurfürsten wurden erst 1356 mit dem Bergregal ausgestattet, der Herzog von Berg gar erst 1437!)

Sollte das kostbare Privileg zum Erzabbau, das man besaß, angesichts des im Schoß der Aggerhöhen zu vermutenden Erzvorkommens ungenutzt bleiben? Als wichtige Einnahmequelle würde die Erzgewinnung auch im Einklang stehen mit der eigentlichen funktionellen Aufgabe der Propsteien: als klösterliche Außenstationen den Unterhalt der Zentrale – sprich Abtei – zu gewährleisten; sie waren Institutionen mit eingeschränkter Rechtsstellung im Hinblick auf das Mutterkloster, jedoch mit eigenverantwortlicher Wirtschaftsführung.

Nun möchten wir endlich gerne wissen, ob sich die Mönche von Cyriax auf das Abenteuer Bergbau eingelassen haben oder nicht. Diese Frage läßt sich zweifellos mit „Ja“ beantworten. Untrügliche Indizien weisen darauf hin, dass sie zusammen mit ihrer Dienstmannschaft schon bald nach Gründung der Propstei die bergbaulichen Aktivitäten in der Nähe ihrer Zelle – das war der ursprüngliche Name für Propstei – aufgenommen haben, woran man erkennen mag, dass sich das Wörtchen „labora“ in der Benediktinerregel „ora et labora“ keineswegs auf Arbeiten im Kräutergärtchen beschränkt hat.



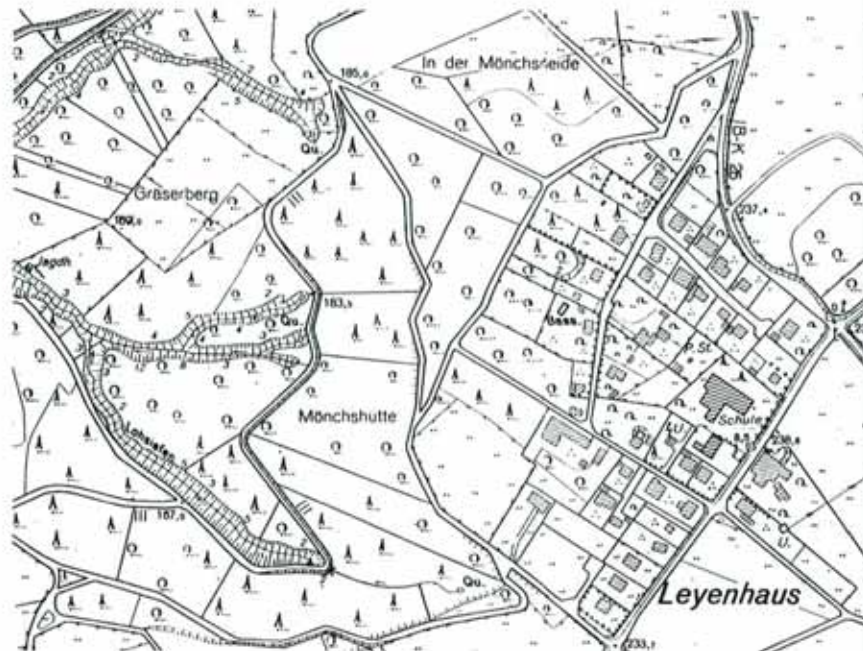
Deutsche Grundkarte „Buschhoven“, M. 1:5000, mit „Hundssiefen“ im Flurstück „In der Flöße“.

Als erster Beweis sind die Pingen im Hundssiefen im Flurstück „in der Flöße“, östlich von Lölsberg zu nennen, die auf frühen Abbau schließen lassen; auf sie und manch weitere aufschlussreiche, Cyriax betreffende Eigentümlichkeiten machte vor Jahren der verstorbene Heimatfreund Willi Wester aufmerksam. Unter Pingen versteht man den Zusammenbruch eines bergmännischen Baues, bzw. eine infolge des Zusammensturzes eines Grubenbaues an der Erdoberfläche entstandene trichterförmige Vertiefung. Der Flurname „in der Flöße“ leitet sich zweifellos von dem Wort „Flöz“ ab, was so viel wie „Erzlager“ oder „Schicht abbauwürdiger Mineralien“ bedeutet. Einen weiteren eindeutigen Beweis liefert die Bezeichnung „Mönchshütte“ für ein Flurstück oberhalb des angrenzenden Lohsiefenmassivs westlich von Leyenhaus. (Im Lohsiefen, in dessen Umfeld Schlacke gefunden wurde, wird man sicherlich auch nach Bodenschätzen gegraben haben.) Hier also dürfte sich der Schmelzplatz befunden haben, wo

in einem vermutlich primitiven Verhüttungsverfahren die Erzschnmelze stattfand.



Pinge oberhalb des Hundssiefen im Flurstück „In der Flöße“ (Aufnahme: Krause Dez. 2000)



Flurstück „Mönchshütte“; Dt. Grundkarte „Buschhoven“, M. 1:5000.

Nun hat es in diesem Raum sicherlich zahlreiche abbaufähige Erzlagerstätten gegeben, die aber meist klein und bald erschöpft waren. Hinzu kam die eher laienhafte Arbeitsweise, so dass der Abbau unrentabel wurde und nach geraumer Zeit zum Erliegen kam.

Damit aber war das Schicksal der jungen Propstei vorerst besiegelt; das „Montanprojekt“ war gescheitert, die Mönche mussten schweren Herzens Kloster und Kapelle verlassen und ins Mutterhaus nach Siegburg zurückkehren. Die Hofanlage Cyriax aber, die nach wie vor der Abtei unterstand, wurde nur noch als Pachtgut landwirtschaftlich weitergeführt. Es beginnt der anfangs angedeutete zweite, etwa 70 Jahre dauernde Abschnitt der Cyriax-Geschichte, die Zeit der Nutzung durch die drei Bischöfe.

1. Hermann von Köln, ehemaliger Bischof von Samland

Der 29. September 1279 ist ein denkwürdiges Datum in der Propsteigeschichte. An diesem Tage wurde dem ehemaligen Bischof von Samland von Abt und Konvent in Siegburg Propstei und Hof Cyriax bei Overath mit Wald und den zugehörigen Höfen zum Nießbrauch auf Lebenszeit zugesprochen, nachdem dieser als Mitbruder in den Konvent aufgenommen war; den Übertragungsakt hat neben Abt Adolf und den Konventsmitgliedern auch Simon, der bisherige Propst von Cyriax, unterschrieben, der sich aber zur Zeit der Beurkundung wohl schon im Mutterkloster in Siegburg befand. In diesem Zusammenhang dürften zwei Fragen von besonderem Interesse sein: einmal die nach dem Umfang

des Propsteibesitzes, dessen Nutzungsrecht ja nunmehr der Bischof innehatte, und zum Anderen die nach der Person des Bischofs.

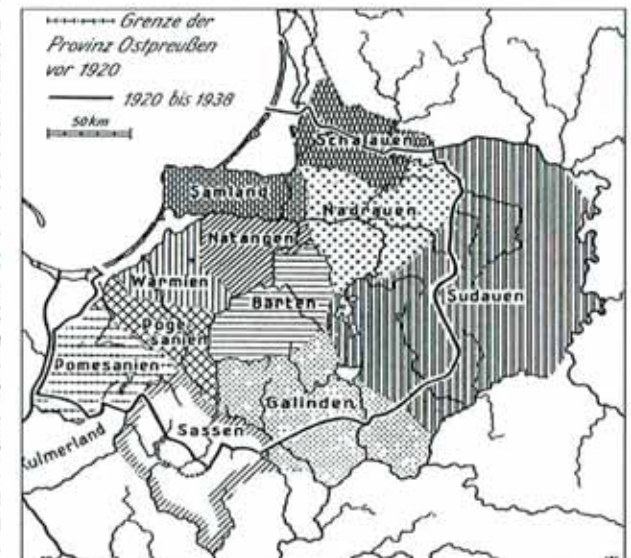
Zum Grundbesitz der Propstei gehörte in erster Linie die als „curtis“ bezeichnete Klosteranlage mit dem Wohngebäude für die Klosterinsassen, der Kapelle sowie dem Klosterhof mit Stallungen und Scheune. Dieser Hof hieß auch Haupthof oder Propsthof; seine Ländereien erstreckten sich bis Lölsberg und Eulental und waren durch Grenzsteine mit eingemeißeltem „PC“ = Propstei Cyriax gekennzeichnet.

Es zählten ferner zum Propsteibesitz der Hof an der Brücke (Brücker Hof), der Hof zum Neuenhaus und der Hof Holstein. (Der Balken Hof = Propstbalken kam erst 1342 hinzu, das Hofgut Münchenberg zu Menzlingen 1422.) Mit dem o.a. Holstein hat es eine besondere Bewandnis. Es handelt

sich um eine sehr alte Hofanlage, die schon vor 1121 von Abt Kuno I. für die Abtei erworben wurde. Wisplinghoff bezeichnet sie als nicht identifizierbar. In der Tat ist ihr ehemaliger Standort schwer nachweisbar, da es sie seit mehreren Jahrhunderten nicht mehr gibt und als sogenannte Wüstung zu betrachten ist. Weil sie aber mehrfach in Verbindung mit Neuenhaus aufgeführt wurde, liegt die Vermutung nahe, dass das neu errichtete Gut Neuenhaus die Tradition des alten, untergegan-

nen Holstein fortführte, dessen Äcker denn auch von Neuenhaus aus bearbeitet wurden; das ehemalige Holstein dürfte demnach in der Nähe von Neuenhaus, und zwar oberhalb von diesem, zu suchen sein.

Wer aber war dieser Bischof von Samland, was wissen wir über ihn? Hermann (dictus de Colonia) gehörte einer aus Köln stammenden Bürgerfamilie an, die möglicherweise nach Livland ausgewandert war. Er war Ordensgeistlicher, und zwar Franziskanermönch. Nach dem Ableben des samländischen Bischofs Heinrich ernannte ihn der zuständige Erzbischof von Riga und Metropolit über Preußen 1275 zu dessen Nachfolger auf den Bischofsstuhl der 1243 gegründeten Diözese Samland. (Samland, das Hinterland von Königsberg, ist eine Ostseehalbinsel zwischen dem Frischen- und dem Kurischen Haff und befindet sich seit 1945 unter russischer Verwaltung.)



Samland – Halbinsel in Ostpreußen zwischen den Landzungen der Frischen und der Kurischen Nehrung.



Hermann von Köln, Bischof von Samland und Weihbischof in Köln.

Siegel 1 an der Urkunde vom 20. Februar 1275.
(Nr. 124 im Bestand Abtei Siegburg, HStAD)

Hermann nahm also 1275 Besitz vom Bischofsstuhl, wovon u.a. das bischöfliche Thronsigel zeugt.

Er konnte sich dieser Würde jedoch nur wenige Monate erfreuen. Die Kunde von seiner Ernennung wurde – vermutlich vom Deutschen Orden – dem Papst hinterbracht. Und dann geschah das Unglaubliche:

Papst Gregor X. entsetzte Hermann seines Amtes! Durch das Breve vom 6. August 1275 gab er dem Bischof von Merseburg Weisung, einen geeigneten Mann zum Bischof von Samland zu weihen. Dieser teilte am 6. Januar 1276 dem Bischof von Culm die o.a. päpstliche Bulle mit und benachrichtigte ihn, dass er den Deutschordensbruder Kristan von Mühlhausen zum Bischof von Samland bestimmt habe und befahl gleichzeitig, den Eindringling Hermann von Köln zur Niederlegung seiner angemessenen Würde als Bischof von Samland innerhalb von zwei Monaten zu

bewegen und ihn im Weigerungsfalle zu exkommunizieren!

Um diesen ungeheuerlichen Vorgang zu verstehen, ist ein Blick auf die damaligen Verhältnisse in Preußen und Samland hilfreich. Der Deutschorden, der das Land erobert hatte und es mit starker Hand gegen alle inneren und äußeren Feinde schützte, war hier der eigentliche Machthaber. Er nahm gegenüber dem Erzbischof von Riga eine politisch weit überragende Stellung ein. So setzte hier frühzeitig der Kampf zwischen dem Territorialstaat der Deutschherren und der geistlichen Gewalt ein. Das Außergewöhnliche an dieser Situation ist aber, dass wir den Papst in diesem Spannungsfeld auf der Seite der Deutschherren gegen seinen Erzbischof finden! Damit wird auch verständlich, dass der Papst einem Deutschordensbruder den Vorzug gab gegenüber dem Franziskanerbruder Hermann, der dem Kräftespiel zwischen den beiden Gewalten zum Opfer fiel, oder – salopp formuliert – der das falsche Gebetbuch hatte! (Im Übrigen ist dieser Machtkampf zwischen Imperium und Sacerdotium auf höchster Ebene im Mittelalter nichts Ungewöhnliches; der Vorrang hing jeweils von der politischen Lage sowie von der persönlichen Stärke der beiden Kontrahenten – des Papstes oder des Kaisers – ab.)

Hermann verließ den Bischofsstuhl, entsagte aber nicht seiner Würde als Bischof von Samland, denn auch als späterer Weihbischof von Köln siegelte er mit seinem samländischen Bischofsthronsigel, wobei er sich bewusst des Zusatzes „ehemals Bischof von Samland“ bediente.

Bei der Aufdeckung seines nun folgenden Lebensweges müssen wir einige Lücken in Kauf nehmen, da die Quellen nichts hergeben. So wissen

wir nicht, wo er sich vom Zeitpunkt seiner Vertreibung, also von Januar 1276 bis September 1279 aufgehalten hat. Erst in diesem Jahr 1279 wird er wieder quellenmäßig greifbar, und zwar in seiner rheinischen Heimat, wo er, wie eingangs berichtet, im Konvent von Siegburg Aufnahme findet. Aber auch dann dauert es wieder vier Jahre, bis er ab 1283 in den erzbischöflichen Regesten als Weihbischof von Köln erscheint. In besagtem Jahre ernannte ihn Erzbischof Siegfried von Köln zum Generalvikar und Weihbischof. Seine Weihehandlungen und Ablassverleihungen sind von R. Knipping zusammengestellt und können um zwei bei M. Perlach und um eine bei A. Wyss aufgeführte erweitert werden. Außerdem siegelte er – nach E. Wisplinghoff – 1285 gemeinsam mit dem Siegburger Abt eine Schenkungsurkunde. Er ist demnach anzutreffen

1283 in Marburg (Ablassverleihung)

1284 im Kloster Himmelpforten (Ablassverleihung)

1284 in Xanten (Verlegung des Dedikationsfestes der Kirche)

1287 im Kloster Altenberg (Ablassverleihung)

1287 in St. Severin zu Köln (Besiegelung einer Urkunde)

1293 in Bacharach (Ablassverleihung)

1295 in Kentrup (Weihe einer neuen Klosterkirche)

1302 in Neuß (bei der Weihe des Bischofs von Münster)

1302 in der Abtei Marienstatt im Westerwald (Ablassverleihung)

1302 (29. Dezember) in Altenberg (Weihe einer Reliquientafel – letzte überlieferte Weihehandlung!)

Die ebenfalls überlieferten Regesten seines Nachfolgers Kristan im Bischofsamt in Samland sowie dessen Lebensbeschreibung sind zwar für unsere Betrachtungen irrelevant, lassen denselben aber in einem derart ungünstigen Licht erscheinen, dass man im Nachhinein der jungen samländischen Kirche einen fürsorglicheren Oberhirten gewünscht hätte. Einer seiner Nachfolger im Bischofsamt äußerte sich über Kristan, dieser habe sich „ohne Gottesfurcht planlos in fremden Ländern umhergetrieben“. In der Tat hat er sein Bistum nur zweimal betreten und von seinen 19 Bischofsjahren kaum vier Jahre in Samland verweilt. Die längste Zeit hielt er sich in seiner Heimat Thüringen auf; ansonsten führte er ein unstetes Leben und war meistens unterwegs. So treffen wir ihn – in gewohnter Weise Ablassbriefe erteilend – in Mainz, wo er auch das Amt eines Weihbischofs bekleidete, in Köln, in Frankfurt, in Oberschlesien, in Rom, dann wieder in Mainz, in Würzburg und vielen anderen Orten an. Seine permanente Abwesenheit von Samland begründete er hauptsächlich mit der „Kargheit der Einkünfte“ in seinem Bistum.

Nicht recht durchschaubar sind die Beziehungen zwischen Hermann, dem ehemaligen – und Kristan, dem amtierenden Bischof von Samland. Beide sind sich mit Sicherheit einige Male begegnet, woraus man ein einvernehmliches Verhältnis folgern möchte. So hielten sich beide zur gleichen Zeit in Marburg (Hessen) auf und gewährten an zwei verschiedenen Kirchen Ablass: Hermann am 1. Mai 1283 in der Kirche des deutschen Hauses, Kristan am 2. Mai in der Kapelle des Meisters Konrad. Ferner gab Hermann am 1. Mai 1283 dem Nonnenkloster St. Georgenberg bei Frankenthal

einen Ablassbrief, einen Tag zuvor gab Kristan dem selben Nonnenkloster einen Ablassbrief. Ebenfalls 1283 – jedoch ohne Datumsangabe – erstellten sowohl Bischof Kristan von Samland als auch Hermann, der ehemalige Bischof von Samland, dem Predigerkloster in Halberstadt in Nordthüringen je einen Ablassbrief; waren es abgesprochene Treffen oder zufällige Begegnungen? Man wird es wohl nie erfahren, aber befremdlich erscheinen solche Duplizitäten dennoch.



Johann von Konstanz, Titularbischof von Skopje und Weihbischof in Köln und in Utrecht. Siegel an der Urkunde vom 5. März 1314. (Nr. 336 im Bestand Abtei Kamp, HStAD)

Hermanns Bindung an Overath/Cyriax war sicherlich keine oberflächliche; in dem Regest vom 21. April 1302, das seine Teilnahme an der Weihe des Bischofs von Münster unter vielen kirchlichen Würdenträgern in Neuß bezeugt, finden wir ihn mit folgender Bezeichnung: „Hermann, ehemaliger Bischof von Samland, genannt von St. Cyriacus“!

Wann und wo Bischof Hermann verstorben ist, ist nicht überliefert. Im sog. Necrologium sigebergense, dem Siegburger Totenbuch, in welchem die Sterbetage der Wohltäter und herausragenden Persönlichkeiten in Verbindung mit der Abtei verzeichnet sind, findet auch „Herr Hermann, einst Bischof von Samland“ Erwähnung, und zwar – ohne Jahresangabe – unter dem 9. März; es handelt sich jedoch zweifellos um das Jahr 1303, in welchem er nach 20-jähriger Amtszeit als Weihbischof von Köln verschieden ist.

2. Johann von Konstanz

war der zweite Bischof, der das Nutzungsrecht an der Propstei Cyriax besaß. Eine entsprechende Übertragungsurkunde, wie wir sie von seinem Vorgänger Hermann von Samland her kennen, existiert nicht mehr. Dass Johann von Konstanz jedoch die Propstei auf Lebenszeit innehatte, geht eindeutig aus dem eingangs erwähnten päpstlichen Schreiben an den Abt von Siegburg aus dem Jahre 1328 hervor, welches eine Übergangsempfehlung an den dritten Bischof beinhaltet, der auch Johann hieß und ebenfalls Titularbischof von Skopje war, mit dem wir uns anschließend zu befassen haben. Das Original dieser päpstlichen Bulle ist verloren gegangen; es ist jedoch eine Abschrift im vatikanischen Archiv erhalten (Reg. 88 f. 106^v Nr. 3274), die

uns H.V. Sauerland überliefert hat; dieser hat die entsprechenden Urkunden und Regesten in Rom bearbeitet und 1903 publiziert; der Inhalt des o.a. Schreibens ist von der Einleitung her bekannt.

Wer aber war dieser Bischof Johann von Skopje? Eine ausführliche Lebensbeschreibung ist uns in den „Ephemerides dominicano-sacrae“ des Würzburger Dominikanerpriors Friedrich Steill aus dem Jahre 1692 überliefert. Danach ist Bischof Johann als Spross eines edlen deutschen Geschlechtes in Costnitz (= Konstanz) zur Welt gekommen. Die vielfältigen Titel und Bezeichnungen, die wir sowohl dem o.a. Steill'schen Almanach als auch anderen Quellen entnehmen, weisen Johann von Konstanz als einen Menschen mit überragender geistiger Befähigung aus; vorrangig aber war er Mönch, und zwar Dominikaner! Seine uneingeschränkte Verbundenheit mit diesem Orden, dem er unverbrüchlich bis zu seinem Tode angehörte, offenbart sich einmal darin, dass er sich auch als Weihbischof schlicht „Bruder“ bzw. „frater“ nannte; zum anderen darin, dass er seinen Mitbrüdern zu Köln mittels einer Stiftung 12 Malter Korn vermachte, welche jährlich von den Klosterfrauen des St.-Gertrudis-Predigerordens zu liefern sind. Johann von Konstanz war außerdem Doktor der Theologie sowie vor seiner Weihe zum Bischof Kathedralpriester in Köln; als solcher verwaltete er in seiner Eigenschaft als Pönitentiar in Stellvertretung des Erzbischofs das Bußamt.

Schließlich wurde er 1308 Weihbischof des Kölner Erzbischofs Heinrich von Virneburg, Weihbischof in Utrecht sowie Titularbischof von Skopje. An dieser Stelle dürfte eine Klärung der Begriffe hilfreich sein:

Der Weihbischof unterstützt den Diözesanbischof als Koadjutor bei Weihehandlungen. Jeder Weihbischof ist aber gleichzeitig auch Titularbischof. Dies ist die Bezeichnung für einen Bischof, der auf den Titel einer unter nunmehr andersgläubigen Herrschaft befindlichen Diözese geweiht wurde, der also das Amt nur dem Titel nach innehat, ohne dieses wirklich auszuüben oder dort ansässig zu sein.

Bei der Weiheprozedur ist folgendes Durchführungsverfahren üblich:

1. Der Erzbischof benennt dem Papst einen geeigneten Kandidaten;
2. Der Papst ernennt diesen Kandidaten zum Titularbischof einer Titulardiözese;
3. Der Papst empfiehlt den Kandidaten dem Erzbischof zur Weihe.

Im vorliegenden Falle beauftragte der Papst den Erzbischof, Johann von Konstanz mit dem Bistum Skopje zu providieren und ihn zum Bischof zu weihen.

Welche Bewandnis hat es nunmehr mit Skopje, dem ehemaligen Bischofssitz? Wo ist dieser zu suchen? Um die Antwort vorwegzunehmen: Es handelt sich um die heutige Hauptstadt der ehemals jugoslawischen Gliedrepublik Mazedonien, die 1963 einem starken Erdbeben zum Opfer fiel und in jüngster Zeit im Zusammenhang mit dem mazedonisch-albanischen Konflikt häufig Erwähnung findet. Skopje, das antike Scupi/Scopia (serbokroatisch: Skoplje, türkisch: Üsküb genannt) war seit dem Altertum Sitz eines Bischofs bzw. Erzbischofs. Ende des 13. Jahrhunderts kam es an den serbischen Staat und 1392 an die Türkei. Während im 13. Jahrhundert noch ein Episcopus electus erwähnt

wird, haben die aus dem 14. bis 16. Jahrhundert bekannten lateinischen Bischöfe von Skopje nie dort residiert; sie erscheinen lediglich als Titularbischöfe; erst 1656 gab es wieder einen Residentialbischof.

Die Tatsache jedoch, dass es zwei gleichnamige Städte Skopje gibt, dazu noch eine ähnlich lautende Insel im Ägäischen Meer, erschwert die zweifelsfreie topografische Bestimmung erheblich (das zweite Skopje liegt im östlichen Thrakien, im europäischen Teil der Türkei).

Verwirrung in die einschlägige Literatur brachte zudem die willkürlich variierende Schreibweise in den Quellen: mal Skopje, mal Skoplje; dementsprechend erscheinen sowohl Johann von Konstanz als auch sein Nachfolger Johann von Dortmund mal als Bischof von „Skopia“ oder „episcopus Scopiensis“, mal als „Bischof von Skopelo“ oder „episcopus Scopulensis“. Selbst der Text des päpstlichen Schreibens von 1328 (s.o.) ist von C. Eubel in der „Hierarchia Catholica...“ unkorrekt wiedergegeben. Während im Originaltext die Rede ist von Johannes episcopus Scopiensis und Johannes episcopus Scopulensis, predecessor suus (sein Vorgänger) schreibt Eubel: Johannes episcopus Scopiensis und Johannes episcopus Scopulensis, predecessor, also einmal Scopiensis und dann Scopulensis. Zur Abrundung der „sowohl-als-auch-Schreibweise“ sei schließlich die Bezeichnung bei Fr. Steill angeführt, der ihn „Johann von Konstanz, Scopulensischer Titularbischof“ nennt.

Dass Johann von Konstanz Dominikanermönch war, wurde bereits erwähnt. Es wäre jedoch unverzeihlich, die besondere Bedeutung, die der Dominikanerorden in jener Zeit gerade für

Köln hatte, nicht erwähnt zu haben. Die Dominikanerbrüder, auch Predigerbrüder genannt, gehörten, wie die Franziskaner und andere Mönchsgenossenschaften, zu den Bettelorden, deren Regel Besitzlosigkeit vorschreibt. Sie bildeten sich 1215 im Gegensatz zu der Verweltlichung von Klerus und den etablierten klösterlichen Ordensgemeinschaften und ließen sich in den Städten nieder, wo sie bei ständiger Berührung mit dem Volk rasch großen Einfluss erlangten. Sie waren mit reichen Privilegien ausgestattet, durften Beichte hören und Messe lesen; ihr besonderes Anliegen aber war die Förderung der Wissenschaft. Ihr Wirken fiel in die Zeit des Umbruchs im abendländischen Geistesleben; es war die Epoche der Überwindung der lebensverneinenden Scholastik hin zur Universalität des Geistes, die auch die naturwissenschaftlichen Erkenntnisse einbezog (ganze Philosophie!).

1221 ließen sich die Dominikaner in Köln nieder, wo sehr bald ein bedeutendes Studienzentrum des Ordens entstand. Hier, im Konvent der Dominikaner, in der „Kölner Schule“, wurde das sog. Generalstudium betrieben, bis schließlich 1388 die Universität gegründet wurde. Leiter des Generalstudiums war kein geringerer als der berühmte und herausragende Repräsentant des neuen geistigen Lebens, Albertus Magnus; aber auch andere bedeutende Dominikaner, wie Thomas von Aquin und Meister Eckart, waren an der Kölner Schule tätig.

Der Konvent befand sich auf dem Gelände zwischen Untersachsenhausen und Stolksgasse, dort, wo bis vor kurzem die Hauptpost stand und in jüngster Zeit eine moderne Seniorenresidenz errichtet wurde. Das Schicksal des Konvents wurde durch die

französische Besatzung besiegelt. Um 1864 war das ehemalige Dominikanerkloster Artilleriekaserne.

Welche Umstände „unseren“ Johann von Konstanz nach Köln geführt haben, ist nicht überliefert; auch in Konstanz hat es bereits im 13. Jahrhundert ein Dominikanerkloster gegeben und zwar an der Stelle, wo heute das Inselhotel steht; möglicherweise hat zwischen den Konstanzer und den Kölner Dominikanern eine Verbindung bestanden.

Die Weihehandlungen Johanns von Konstanz sind uns in den „Regesten der Erzbischöfe von Köln“, 4. Band, überliefert. Es handelt sich vornehmlich um Konsekrationen von Altären oder Kirchen, um Ablassverleihungen und um Verlegungen von Kirchweihtagen, in der Zeit von 1308 bis 1315; für die folgenden sechs Jahre bis zu seinem Ableben gibt es keine Weihevermerke mehr.

Johann von Konstanz starb 1321 in Köln. Besondere Beachtung verdient die Überlieferung hinsichtlich seiner letzten Ruhestätte im Dominikanerkloster, nämlich unmittelbar neben dem berühmten Dominikaner Albertus Magnus, der 41 Jahre zuvor ebenfalls hier beigesetzt wurde. Hierzu vermerkt der mehrfach genannte Dominikanerprior Fr. Steill 1692 u.a.: „Ligt zu Cölln in dem Chor der Prediger-Kirchen/neben dem Seeligen Alberto Magno begraben/allwo zu meiner Zeit folgende Grabschrift zu lesen ware: Reverendissimus P.D. Joannes de Constantia, Episc. Scop. Obiit Anno Dom. 1321, die 15. Octob.“

Über das Schicksal des Grabmals mit den sterblichen Überresten weiß man nichts; höchstwahrscheinlich ist es der französischen Besatzung zum

Opfer gefallen. Im Gegensatz dazu konnten die Gebeine von Albertus Magnus gerettet werden. Wie Pater Marcel von den Dominikanern an St. Andreas anhand der dort befindlichen Unterlagen berichtete, habe man beim Einmarsch der Franzosen lediglich zwei Stunden Zeit gehabt, um zumindest den Sarkophag von Albertus Magnus zu bergen und nach St. Andreas zu überführen, wo man ihm auch heute noch in seiner Grabeskapelle in der Krypta tiefe Verehrung erweist.

Im Nekrologium sigebergense (Totenverzeichnis der Abtei Siegburg) nimmt auch er, der einstige skopulensische Bischof Johann von Konstanz, für dessen Jahrgedächtnis am 17. Oktober 14 Malter Weizen gegeben werden, einen ehrenvollen Platz ein, was zweifellos für seine besondere Verbundenheit mit der Abtei Siegburg spricht.

3. Johann Strote von Dortmund

war der dritte Kölner Weihbischof, dem die immer noch unbesetzte Propstei Cyriax zum Nießbrauch zugesprochen wurde. Er war es, auf den sich das schon mehrfach erwähnte päpstliche Schreiben vom 21. Juli 1328 an den Abt von Siegburg bezog und von dem im Handbuch des Erzbistums Köln, Band I, zu lesen ist, dass dem päpstlichen Ersuchen entsprochen wurde (wenngleich eine offizielle Bestätigung nicht überliefert ist).

Merkwürdigerweise ist eine lückenlose Nutzung der Propstei zwischen dem ersten und dritten Kölner Weihbischof nicht erkennbar. Während nämlich vom Tod des ersten Nutznießers Hermann von Samland (1303) bis zur Weihe des folgenden, Johann von Konstanz (1308), ein Zwischenraum von 5 Jahren liegt, klafft auch zwischen dessen Tod (1321) und dem



Johann von Dortmund, Titularbischof von Skopje und Weihbischof in Köln.
Siegel an der Urkunde vom 18. Juni 1329.
(Nr. 203 im Bestand Abtei Siegburg, HStAD)

päpstlichen Mandat von 1328 eine Lücke von 7 Jahren; es ist anzunehmen, dass die Abtei Siegburg in den Zwischenzeiten ihr Verfügungsrecht selbst ausübte.

Auch Johann Strote war Mönch. A.J. Binterim ordnet ihn in den „Suffraganei Colonienses“ dem Franziskanerorden zu; dies ist aber nicht zutreffend, er war vielmehr – wie sein Vorgänger – Dominikaner! Kein Geringerer als sein Ordensgenosse, der Mindener Dominikaner und erste Geschichtsschreiber seiner Heimat, Hermann von Lerbecke, führt Johann Strote aus Dortmund in seiner Chronik unter den „Zierden des Mindener Dominikanerklosters“ auf; Hermann von Lerbecke war um die Mitte des 14. Jahrhunderts

geboren; seiner Darstellung gebührt wegen der Zeitnähe zu Johann daher der Vorrang.

23 Jahre lang versah Johann Strote das Amt eines Weihbischofs unter drei Erzbischöfen; entsprechend viele Weihhandlungen sind uns für die Zeit von 1327 bis 1350 in den „Regesten der Erzbischöfe von Köln“ überliefert.

1350, vermutlich zu Beginn des Jahres, ist Weihbischof Johann Strote verstorben; dies läßt sich aus einem Schreiben des Papstes Clemens VI. aus Avignon vom 5. März 1350 an den Kölner Erzbischof Wilhelm folgern, in dem es heißt, der Erzbischof möge die Hinterlassenschaften des verstorbenen Bischofs Johannes von Skopje, über die zu verfügen sich der Papst schon zu Johanns Lebzeiten vorbehalten hat, einzuziehen und darüber ein Notariatsinstrument in doppelter Ausfertigung erstellen zu lassen, wovon ein Exemplar an die Apostolische Kammer einzusenden sei.

Aber auch nach fünf Jahren war dieser Fall für die päpstliche Kurie noch nicht erledigt. Am 30. Januar 1355 beauftragt der Papst – es war Innozenz VI., der inzwischen den Stuhl Petri einnahm – erneut den Kölner Erzbischof Wilhelm, sich um die Hinterlassenschaft des verstorbenen Bischofs Johannes von Skopje an mobilem Gut, Schulden und Außenständen zu kümmern, worüber sich der Papst die Verfügung vorbehalten hatte; Erzbischof Wilhelm solle sich darüber summarisch informieren sowie Geld und Gut in Beschlag nehmen. Über das eingenommene Geld sowie die „gepflogenen“ Vergleichsverhandlungen hatte er der Apostolischen Kammer in Form eines Notariatsinstruments unverzüglich zu berichten (Regesten der Erzbischöfe von Köln, 6. Bd., Urk. 18 u. 632).

Die rätselhaften päpstlichen Reklamationen nach Johanns Tod sind möglicherweise so zu erklären, dass bei seiner Nominierung zum Titularbischof in Avignon ein entsprechendes Abkommen getroffen wurde; denn im Anschluss an die Ernennung 1327 bittet der Papst den Kölner Erzbischof ausdrücklich, Johann in seinen besonderen Schutz zu nehmen.

Gewohnt haben die Kölner Weihbischofe mit größter Wahrscheinlichkeit nie in Cyriax, da sie durch ihr Amt an den Bischofssitz gebunden waren. Denkbar wäre allerdings, dass sie in der Overrather Propstei gehörendes Haus in Köln bewohnt hatten. Dieses an der Maximinenstraße, gegenüber dem damaligen Weinberg „Melag“, nahe beim heutigen Hauptbahnhof gelegene Haus war Cyriax bereits ein Jahr nach seiner Gründung zugefallen. Es gelangte von seinem Besitzer Theodor von Soest durch Schenkung an den Abt von Siegburg, der es 1257 der Kirche des hl. Cyriacus, also der neugegründeten Propstei in Overath zuwies. Das Haus – so lautete die Bestimmung – ist gedacht zur Einkehr (wohl des Propstes, wenn er in Köln weilte?) (aus: „Quellen zur Geschichte der Stadt Köln“, 2. Band, Nr. 376).

Um die Mitte des 14. Jahrhunderts, etwa zeitgleich mit dem Ableben des Weihbischofs Johann von Dortmund, war die wirtschaftliche Krise, in der sich sowohl die Abtei Siegburg als auch die ihr unterstellte Propstei Cyriax noch in den ersten Jahrzehnten des 14. Jahrhunderts befanden, offensichtlich überwunden. Nach rund 70-jähriger Vakanz erlebte die Propstei um 1350 eine Renaissance: in die bis dahin als bäuerliches Gut genutzte Anlage zogen aufs neue Mönche ein; sie nahmen das klösterliche Leben wieder auf und versahen wie ehemals

in der Klosterkirche den Gottesdienst. Mit diesem tief greifendem Wandel, der sich auch auf das ganze Kirchspiel Overath auswirken sollte, begann die 3. Epoche der Propsteigeschichte.

Manches deutet darauf hin, dass die Mönche ihre Bergbauaktivitäten wieder aufgenommen haben, diesmal jedoch professioneller, intensiver und möglicherweise unter Verwendung von Sprengstoff, dessen Gebrauch sich für Europa nach 1313 nachweisen läßt. Sicherlich wird man dazu fachkundige Bergleute von auswärts geholt und hier angesiedelt haben. Diese könnten – wenn es denn so war – die Barbara-Verehrung mitgebracht haben, was auch zur Gründung der 1. Vikarie in Overath zu Ehren der hl. Barbara und Katharina geführt haben mag. Mit dem Bergbau aber etablierte sich neben der bis dahin ausschließlich landwirtschaftlich ausgerichteten Wirtschaftsform der zweite bedeutsame Wirtschaftszweig im Kirchspiel Overath. Da die Propstei die hierzu erforderlichen Mittel in eigener Regie nicht hätte aufbringen können, bediente man sich einer damals allgemein üblichen Maßnahme: man inkorporierte 1353 der Propstei die Overrather Kirche, wodurch deren Einkünfte, vor allem der Kirchenzehnt, nicht mehr, wie bisher, der Abtei, sondern nunmehr der Propstei zufließen; diese Regelung sollte Cyriax fürs erste eine verlässliche Existenzgrundlage sichern.

Zur Baugeschichte

Abschließend sei ein kurzer Abriss der baugeschichtlichen Maßnahmen angeführt:

1607: Die Propstei befindet sich in einem trostlosen Zustand, „ganz verwüstet und unterkommen“! (Stadtarchiv Köln)

1624: Völlig (ex toto) wieder aufgebaut.

1664: Eine erneute Restaurierung der baufälligen Gebäude ist erforderlich.

1698-1701: Weitere Bauvorkehrungen.

1730: Das Siegburger Kapitel bewilligt 200 Taler für den Kirchenbau der Propstei Cyriax. (HStAD)

1830: Die ehemalige Kapelle wird zu einem Viehstall umfunktioniert.

1852: Der (auf der Abbildung Seite 55 nicht mehr vorhandene) Chor der Kapelle wird abgerissen und an seiner Stelle ein Backsteinhaus errichtet.

1977: Die ganze ehemalige Kapelle wird abgerissen und an ihrer Stelle ein modernes Wohnhaus gebaut.



1787



Pfarrkirche Overath

Die Frage, ob die im Abriss dargestellte Propsteikapelle – siehe Titelbild – eine wirklichkeitsgetreue Wiedergabe des Gotteshauses ist, kann mit einem verhaltenen „ja“ beantwortet werden; denn im Gegensatz zu den zahlreichen uniformen Profangebäuden, die auf der kolorierten Karte des Landmessers Höller (siehe Beilage) lediglich dekorativen Charakter haben, lassen die Sakralbauten eine weitgehende Übereinstimmung mit dem wirklichen Aussehen erkennen. Dies wird besonders deutlich bei einem Vergleich der hier abgebildeten Overather Pfarrkirche mit der Kirche, wie sie sich heute von der Südseite her mit dem Hauptportal, den fünf Fenstern und dem südlichen Chortürmchen präsentiert (das bescheiden wirkende nördliche Chor- oder Flankiertürmchen wurde um 1820 wegen Baufälligkeit abgetragen).

heute



Ehemalige Propstei Cyriax. Aufnahme um 1964, entnommen dem Bildband Overath von Paul Schmitz mit Genehmigung des Verfassers. Links das verputzte, zweigeschossige Wohngebäude, rechts daneben – aus Bruchstein – die ehemalige Propsteikapelle, erkennbar an den Tür- und Fensterstichbögen; der kleine Vorbau und das Kapellendach stammen aus neuerer Zeit, denn die Zeichnung von 1787 weist in der Mitte des Daches einen Turm aus.

Quellen und Literatur

- Bintertim, H.J.:
v. Mering, F.E.:
Sammlung Alter,
Heister, J.H.:
Knipping, R.:
Woelky, C.P. u. Mendthal, H.:
Mosler:
Wetzer-Welte:
Perlbach, M.:
Gauchat, P. u. Eubel, C.:
Steill, Fr.:
--
--
Mollat, G.:
--
Sauerland, H.V.:
Panowsky-Soergel, G.
Wyss, A.:
Wisplinghoff, E.:
Krollmann, C.:
Opel, J.O.:
Weise, E.:
Herquet, K.:
Schmauch, H.:
Weise, E.:
Duns Scotus, J.:
--
Haacke, Rh.:
Becker, H.:
Becher, F.:
Hülster, E.:
Semmler, J.:
Hashagen, J., Narr, K.J.,
Rees, W., Strutz, E.:
Dornbusch, J.W.:
--
Dornbusch, J.W.:
--
--
Ennen, L. u. Eckertz, G.:
- Suffraganei colonienses extraordinarii
Die hohen Würdenträger der Erzdiözese Köln
Catalogus Suffraganeorum Col.
Suffraganei Colonienses
Die Regesten der Erzbischöfe von Köln, Bd. 3 – 7
Urkundenbuch des Bistums Samland, Heft I
Urkundenbuch Altenberg, I. Bd.
Kirchenlexikon, 10. Bd.
Preußische Regesten des 13. Jahrh.
Hierarchia Catholica medii et recentioris aevi
Ephemerides Dominicano-sacrae
Jahrbücher des Vereins von Altertumsfreunden
Necrologium sigebergense in Annalen des histor. Vereins f.d.
Niederrhein, 8. Heft
Jean XXII, Lettres communes
Handbuch des Erzbistums Köln, Bd. I
Urkunden und Regesten zur Geschichte der Rheinlande, aus dem
vatikanischen Archiv
Rheinisch-Berg. Kreis. 3
Hessisches Urkundenbuch 1.Bd.
Urkunden und Quellen zur Geschichte von Stadt und Abtei Siegburg,
I. Bd.
Personalien der samländischen Bischöfe des 14. Jahrh.
Neue Mitteilungen aus dem Gebiet historisch-antiquarischer
Forschungen, 13. Bd.
Das Urkundenwesen der Bischöfe von Samland
Kristan von Mühlhausen, Bischof von Samland
Die Besetzung der Bistümer im Deutschordensstaate
Ost- und Westpreußen
Köln und die Minoriten
Die deutsche Literatur des Mittelalters, Verfasserlexikon Bd. 3
Germania Benedictina, die Benediktinerklöster in Nordrhein-Westfalen
Siedlungsgenetische Untersuchungen im südl. Berg. Land
Propstei St. Cyriacus bei Overath, Rhein. Berg. Kalender 1956
Die Siegburger Benediktinerpropstei ad St. Cyriacum bei Overath
Die Klosterreform von Siegburg
Bergische Geschichte
Äbte, Präpste und Mönche, in Annalen des hist. Vereins für den
Niederrhein, 30. Heft
Germania Sacra, Das Erzbistum Köln 2, Die Benediktinerabtei Siegburg
Leben und Treiben einer alten Siegstadt
Heimatblätter des Siegkreises, Jahrg. 30, "Siegburger Bergbau
im 12. Jahrh."
Jahrbuch des Düsseldorfer Geschichtsvereins, 15. Bd.
Quellen zur Geschichte der Stadt Köln, 2. Bd.

Archivalien

Hauptstaatsarchiv Düsseldorf

1. Urk. Siegburg 102, Gründung der Propstei Cyriax, 1256 (s. Beilage)
2. Urk. Siegburg 124, Siegel des Bischofs von Samland
3. Urk. Siegburg 203, Siegel des Titular- und Weihbischofs Johann von Dortmund
4. Urk. Abtei Kamp 336, Siegel des Titular- und Weihbischofs Johann von Konstanz
5. Abtei Siegburg, Akten 488 I, Protoc. vom 01.07.1730

Histor. Archiv Köln

Abtei Deutz, Akten 35b, Band 1

Archiv der Stadt Overath

- Deutsche Grundkarte Buschhofen
1. Ausschnitt Flurstück "Mönchshütte"
2. Ausschnitt Flurstück "in der Flöße"

Dr. Fritz Laudenberg

Wilhelm Heidkamp ein außergewöhnlicher Mensch

Vorbemerkung

Zum 70. Todestag am 5. Oktober 2001 soll dieser Beitrag an einen Mitbürger unserer bergischen Heimat erinnern, der durch seinen persönlichen Einsatz über 1000 Kameraden das Leben gerettet hat. Es handelt sich um Wilhelm Heidkamp aus Untereschbach bei Overath. Seine Tat verdient auch heute noch unseren besonderen Respekt.

Er muss schon ein außergewöhnlicher Mensch gewesen sein, dieser Wilhelm Heidkamp, ein von Herkunft einfacher Mann, der sein Leben riskiert, um Mitmenschen zu retten. So möchte ich den selbstlosen Einsatz von Wilhelm Heidkamp weniger unter dem Begriff „Tapferkeit vor dem Feind“ einstufen – obwohl die Tat während eines Seegefechts geschah – vielmehr sehe ich es als eine großartige Rettung seiner Kameraden an.

Wer war Wilhelm Heidkamp? Wo kam er her?

Wilhelm Heidkamp war ein bergischer Junge. Er wurde am 22.1.1883 in Straßen bei Herkenrath geboren und wuchs mit neun Geschwistern in einem katholischen Elternhaus auf. Von Beruf war er Schlosser. Mit 19 Jahren trat er 1902 in die Kaiserliche Marine ein. Die Marine stellte überwiegend Freiwillige ein, welche sich für 12 Jahre verpflichten mussten. Daher wurden bei der Musterung sehr strenge Maßstäbe angelegt. Nach seiner

Ausbildung fuhr er auf S.M. (Seiner Majestät) Schiffen „Kaiser Barbarossa“, „Medusa“, „Prinz Heinrich“ und „Roon“. 1904 wurde er zum Maschinistenmaat, 1907 zum Obermaschinistenmaat befördert. 1907-09 befand er sich auf der ostasiatischen Station, an Bord eines kleinen Kreuzers. Seit 1912 gehörte er zur Besatzung des Schlachtkreuzers S.M.S. „Seydlitz“. Da vorgesehen war, dass Heidkamp als Pumpmeister auf dem neuen Schlachtschiff eingesetzt werden sollte, wurde er schon während des Neubaus der „Seydlitz“ bei der Werft Blohm und Voß in Hamburg eingewiesen.

I. Weltkrieg

Nach Ausbruch des Krieges im September 1914 wurde es ernst. Der leichte Deckdienst und die Landgänge in fremden Häfen waren vorbei.

So fand am 24.1.1915 das erste große Seegefecht an der Doggerbank (ca. 120 km vor der Ostküste Englands) statt.

Die englischen Geschwader sind von Anzahl und Ausstattung der deutschen Flotte überlegen. Es ist dies das erste Zusammentreffen fast gleichwertiger Großkampfschiffe im I. Weltkrieg. Die beiden Verbände werden begleitet von weiteren Kreuzern, Zerstörern, Torpedobooten und U-Booten. In der ungewöhnlich klaren Winterluft heben sich die Silhouetten der beiden Verbände gegen den seiden-

blauen Himmel ab. Die erdrückende Streitmacht des britischen Admirals Beatty rückte immer näher. Die Entfernung zwischen den Verbänden beträgt etwa noch 20 km. Dann feuern die Engländer schwere 34-Zentimeter-Granaten, sie sind dabei noch außer Reichweite der deutschen Geschütze. Sie schlagen bereits rund um die deutschen Schiffe ein und lösen hohe Wasserfontänen aus.

Erst gegen 10 Uhr können wegen der sich verringern den Entfernung die deutschen 28-Zentimeter-Geschütze das Feuer erwidern. Plötzlich pfeift und heult etwas heran. Eine 23-cm-Granate schlägt in den Unterbau des Turmes Dora ein; ausgerechnet an einer schwachen Panzerstelle. Unter furchtbarem Getöse zerbricht die Rüstung, flammt auf, und es schießt Feuer aus den beiden hinteren Türmen empor. Die Mehrzahl der Besatzung hat nicht bemerkt, dass ein feindlicher Treffer zwei Türme zerstört hat. Dabei sind in einer Sekunde 165 Kameraden verbrannt. Kurz darauf folgt ein Treffer im Achterschiff und zerfetzt die Stahlpanzerung. Jeder weiß, wenn es nicht gelingt, die Munitionskammern zu fluten, wird die Seydlitz in die Luft fliegen. Durch die dann folgenden Explosionen werden 1400 Kameraden sterben müssen. Der erste Offizier, Kapitän Hagedorn, der Feuerwerker Müller und der Obermaschinistenmaat Heidkamp stürmen zu den Flutventilen. Sie stolpern, raffen sich wieder auf, rennen durch schnell geöffnete Schott-Türen an heißen Eisenwänden vorbei. Eine erstickende Hitze schlägt den Dreien entgegen. Die „Seydlitz“ glüht! Die Uniformen werden angesengt. Giftige Gase würgen den Atem ab. Jeden Augenblick kann die Explosion erfolgen. Von diesen drei Männern hängt jetzt das Leben der ganzen Besatzung

ab. Da stürzt Heidkamp vor. Das hier ist sein Reich. Ihm unterstehen alle Flut- und Lenzeinrichtungen. Er kennt jeden Raum und jede Tür. Mit schlafwandlerischer Sicherheit findet er seinen Weg durch die brennenden und rauchenden Gänge. Die Tuchreste auf den Körpern der Drei fangen Feuer; sie drohen zu ersticken und lebendig zu verbrennen. Dennoch stürmen sie weiter. Immer mit dem Gedanken: Im nächsten Augenblick explodiert die Munition und reißt die Bordwände auseinander.

Nun hat Heidkamp die richtige Schott-Tür erreicht. Mit letzter Kraft reißt er sie auf. Er kann nichts sehen. Der ganze Raum ist mit Rauch erfüllt. Eine todbringende Hitze schlägt ihm entgegen. Er tastet sich in den giftigen Schwaden weiter vor. Da er jeden Gegenstand in diesem Raum kennt, greift er nach unten, wo die großen Messingräder der Flutventile sein müssen. Er stößt an heißes Metall. Jetzt müsste er eine Zange haben, damit er das Rad damit aufdrehen kann. Aber er hat keine. Kurz entschlossen umklammert er mit bloßen Händen das brennendheiße Rad. Es lässt sich nur schwer und langsam bewegen. Hautfetzen verschmoren mit dem Metall, es riecht nach verbranntem Fleisch. Doch das Seewasser stürzt nun in die gefährdeten Kammern. Obwohl seine Hände verbrannt sind und bluten, muss er noch ein zweites heißes Rad aufdrehen. Dabei hilft ihm Feuerwerker Müller. Durch das nun eindringende Wasser werden die Munitionskammern geflutet. Schiff und Besatzung sind gerettet. Danach wird Heidkamp ohnmächtig und wird von den beiden Helfern zum Verbandsplatz gebracht. Er schwebte noch lange in Lebensgefahr.

Am 25.1.1915 lief die „Seydlitz“ schwer beschädigt in den Hafen von



Durch Öffnen der glühenden Flutventile rettet Heidkamp die schwer getroffene „Seydlitz“

Wilhelmshaven ein. Sie hat 165 tote Kameraden an Bord, 1400 aber sind gerettet.

Nach seiner Genesung wurde Wilhelm Heidkamp wieder als 1. Pumpmeister auf der „Seydlitz“ eingesetzt. Für seinen tapferen Einsatz, durch den die „Seydlitz“ und ihre Besatzung gerettet wurden, ist Heidkamp zum Deckoffizier befördert worden. Das war eine besondere Auszeichnung für einen Unteroffiziers-Dienstgrad.

Bei einem Vorstoß der Schlachtkreuzer im Frühjahr 1916 sowie in und nach der Skagerrak-Schlacht hat sich Heidkamp noch weitere Male hervorragend bewährt. Nach der Kapitulation wurde die „Seydlitz“ von der eigenen Besatzung am 21.6.1919 bei Scapa Flow versenkt. Daran war Heidkamp maßgeblich beteiligt. Die gesamte Besatzung geriet dort in englische Kriegsgefangenschaft. Er erhielt

dafür weitere Auszeichnungen, wie das Eiserne Kreuz 2. Klasse, das Friedrich-August-Kreuz 2. Klasse sowie die Dienstausszeichnung 1. Klasse.

Nach dem Kriege lebte Wilhelm Heidkamp in Overath-Untereschbach. Er war 1920 mit seinen Kameraden aus englischer Kriegsgefangenschaft zurückgekehrt. Wie seine Kameraden suchte er in einem bürgerlichen Beruf Arbeit und Brot.

Da er durch seine Kriegsverletzungen schwer behindert war, konnte er nicht als Schlosser arbeiten und übernahm von seinem Vater einen Gemischtwarenladen in Untereschbach. Das Geschäft lag gegenüber dem früheren Bahnhof Untereschbach. Die Gebäude wurden später wegen des Baus der Autobahnbrücke abgerissen.

Wilhelm Heidkamp heiratete und hatte vier Kinder, drei Töchter und einen

Sohn. Am 5. Oktober 1931 ist er an den Folgen seiner Kriegsverletzungen verstorben und unter großer Beteiligung der Bevölkerung in Immekeppel beerdigt worden. Er war dort sehr geschätzt und geachtet.

Nach Auskunft seiner heute noch lebenden Tochter Klara hat ihr Vater nie etwas von seinen furchtbaren Erlebnissen erzählt. Weder seine Angehörigen noch seine Nachbarn wussten, was damals wirklich passiert war. Obwohl seine Kriegsverletzungen nicht zu verbergen waren, hat er über die Umstände, wie sie entstanden waren, nie gesprochen.

In den ersten Jahren nach dem verlorenen Krieg hatten die Menschen genug mit sich selbst zu tun. Reparationszahlungen, Besatzung und Inflation lösten eine große Wirtschaftskrise aus. Hohe Arbeitslosigkeit war die Folge. Armut und der Kampf ums tägliche Brot beherrschten den Alltag.

Spätere Ehrungen

Seine Kameraden, sofern sie noch lebten, hatten ihren Lebensretter nicht vergessen. Posthum wurde die Person Wilhelm Heidkamp noch weiter gewürdigt. 1939 wurde auf Vorschlag

von Großadmiral Raeder der neue Zerstörer Z 21 auf den Namen „Wilhelm Heidkamp“ getauft. Diese Auszeichnung wurde sonst nur Angehörigen der Kaiserlichen Familie und großen Heerführern zuteil.

Auch der damalige Gegner würdigte den besonderen Einsatz von Heidkamp. Der englische Marinehistoriker P. Kennedy schrieb in seinem Buch „Dogger Bank“: „Only the action of one warrant officer who promptly flooded magazines avoided the probable destruction of the battle-cruiser.“ (Nur der Einsatz eines Bootsmanns, der sofort die Magazine flutete, verhinderte die wahrscheinliche Zerstörung des Schlachtkreuzers.)

Bei der Taufe des Zerstörers „Wilhelm Heidkamp“ waren am 10.6.1939 seine beiden Brüder sowie sein Neffe dabei. Seine Frau und seine vier Kinder wurden später vom Kommandanten auf das Schiff eingeladen.

Zum Zeitpunkt der Indienststellung des Zerstörers „Wilhelm Heidkamp“ wurde am Grab in Immekeppel durch die Überlebenden der Seydlitz-Kameradschaft Rheinland-Westfalen ein Kranz niedergelegt. Außerdem wurde im Januar 1938 bei der Wiederse-



hensfeier der Seydlitz-Kameradschaft eine Marmortafel feierlich enthüllt mit der Aufschrift:

**Wilh. Heidkamp
dem Retter von S.M.S. Seydlitz
24.1.1915 – 24.1.1938
Seydlitz-Kameradschaft
Rhld.-Westf.**

Der Zerstörer „Wilhelm Heidkamp“ wurde am 10.4.1940 im Hafen von Narvik versenkt.

Der Stadtrat von Bensberg, wozu die Sülzthalorte Untereschbach und Immekeppel vor der Kommunalen Neuordnung gehörten, hat „Wilhelm Heidkamp“ in Immekeppel eine Straße gewidmet.

Sicher ist wohl, dass Heidkamp nicht nur unter den körperlichen Schäden seines Einsatzes zu leiden hatte, sondern die schrecklichen Erlebnisse bei ihm auch schwere seelische Folgen hinterlassen haben. So ist zu erklären, dass er das Erlebte seiner Umgebung nicht mitteilen konnte.

Wie seine Tochter Klara mir berichtete, habe ihr Vater auf seinem Sterbebett von ihrer Mutter das Versprechen erbeten, alles zu unternehmen, damit sein Sohn Hans niemals zur Marine gehen sollte – Sohn Hans war damals 6 Jahre alt. Er wurde 1943 zu den Pionieren einberufen und ist seit 1944 in Russland vermisst. –

Quellen:

1. Kölnische Zeitung/Stadtanzeiger, Abendblatt Nr. 554 vom 1.11.1938 „Wilhelm Heidkamp aus Untereschbach“
2. Westdeutscher Beobachter vom 22./23.1.1938 „Ehrung eines heimischen Helden“
3. Bremer Zeitung vom 11.6.1939 „Heißt Flagge und Wimpel“
4. Bergische Heimat, Heft 6, Juni 1941, „Der Pumpmeister der Seydlitz“ von Anton Jux
5. Marine Nr. 2, Februar 1973, Marine Kameradschaft in England
6. Atlantische Welt, März 1965, S. 99, „Wilhelm Heidkamp in der Doggerbank-Schlacht“ von H. Deitert
7. Kölner Stadtanzeiger, Bergisches Land, vom 25./26.1.1975 „Er rettete über 1000 Kameraden“
8. Bericht des Kameraden R. Nobbe, Flensburg, Friedheim 38, im April 1933
9. Deutsche Kriegsofferversorgung, Berlin, Februar 1940, „Die Schlacht auf der Doggerbank“, von Korvetten-Kpt. a.D. G.G. Freiherr von Forstner
10. Schicksale Deutscher Schiffe 1953, Nr. 11, „Zerstörer Wilhelm Heidkamp“, „Der Kampf um Narvik“ von Otto Mielke
11. Westdeutscher Beobachter vom 20.1.1939, „Seydlitz, der Heldenkreuzer von der Doggerbank“
12. „Großkampf unter Deck“ von Kpt.-Lt. a.D. Otto Looks, S. 9
13. Kameradschaft, Kampf und Tod, von Korvettenkapitän a.D. F.O. Busch, Franz-Schneider-Verlag, Berlin-Grunewald, Oktober 1937, S. 21 ff.
14. Konzept der Ansprache des Kommandanten, Korvetten-Kpt. Erdmenger anlässlich der Taufe des Zerstörers „Wilhelm Heidkamp“ am 10.6.1939 in Kiel.

Dr. Herbert Nicke, Wiehl

Visitenkarten in Schwarz-Weiß

Einige Fachwerk-Kleinode im Overather Stadtgebiet

Gewiss - eine Region mit Fachwerk-Prunkbauten, vergleichbar mit Hessen, Thüringen, Niedersachsen und anderen Gegenden, ist das Bergische Land nicht, aber es verfügt wie wenige andere Gebiete Mitteleuropas über ein derart inniges Verhältnis zwischen Landschaft und Fachwerkhaus, dass man es hier getrost noch einmal wiederholen kann: das Fachwerk ist die Seele des Bergischen Landes. Das gilt vor allem für die zahllosen Dörfer und Weiler, weniger für die alten bergischen Städte.

Viele Menschen, wenn nicht gar die meisten, sehen Fachwerk als eine optisch ansprechende, verspielte Ansammlung von schwarzen Balken auf weißem Hintergrund, meist recht schief und schräg. Sie haben Funktion und Statik des Fachwerkhäuses längst aus den Augen verloren. Der folgende Beitrag hat das Ziel, den Lesern das richtige Sehen eines Fachwerkhäuses wieder näher zu bringen und zugleich darauf hinzuweisen, dass sich in und um Overath noch so manche Rarität in Fachwerk befindet, die man nur richtig sehen muss, um sie schätzen und würdigen zu können. Zum richtigen Sehen eines Fachwerkhäuses gehört zunächst, dass man die drei wesentlichen Funktionen der Hölzer auseinander hält:

- a) das Tragen der Haus- und Dachlast durch die senkrechten Pfosten und Ständer,
- b) das seitliche Verspannen durch waagerechte Schwellen und Rah-

men (Rähme) sowie durch Riegel zwischen den Ständern und Fensteröffnungen,

- c) die Winkelsicherung durch schräge Streben.

Diese drei Richtungen prägen die Optik der Fachwerkwand. Vor allem die Streben sind es, mit deren Anordnung man architektonische Auflockerung und regionaltypische Besonderheiten ausdrückte, und so kann man denn auch vor allem an den Strebenmustern sowohl regional-historische als auch chronologische Entwicklungen in der Fachwerk-Architektur unterscheiden. Gerade das Letztere ist wichtig, wenn man mangels Unterlagen und konkreter Datierungsgrundlagen wenigstens eine grobe Datierung von Fachwerkbauten vornehmen möchte. Natürlich gibt es auch zimmerungstechnisch sehr viele Besonderheiten, die eine räumliche und zeitliche Zuordnung von Fachwerkbauten zulassen (sie sind übrigens neben der Dendro-Chronologie die genaueste Methode zur Altersbestimmung), aber die Kenntnis der Strebenformen ist sozusagen das „Kleine Einmaleins“ beim Kennenlernen der bergischen Fachwerk-Landschaft. Beginnen wir unsere Exkursion beim Balkengerüst und seinen Einzelheiten (Abb. 1).

1. Das Balkengerüst des Fachwerkhäuses

Basis aller Fachwerkhäuser ist die Grundmauer aus Bruchsteinen, die das Holzgerüst vor aufsteigender

Feuchtigkeit schützen soll. Zu diesem Steinsockel gehört in aller Regel auch ein Gewölbekeller. Das eigentliche Fachwerk beginnt mit der **Schwelle**, einem mächtigen Balken, der die Last der Hauswand trägt und auf die Grundmauern verteilt. Früher lief die Schwelle sogar durch die Haustür-Öffnung hindurch, so dass man das Haus „über die Schwelle“ betreten musste. Die vier **Eckpfosten** sind ebenfalls in statischer Hinsicht besonders wichtig. Damit sich die Last des Hauses gleichmäßig verteilt, werden in meist

regelmäßigen Abständen **Ständer** eingefügt. Um diese untereinander zu verbinden und diese „Gebinde“ zu festigen, fügt man zwischen ihnen **Riegel** ein, die zugleich auch als Begrenzung für die Fensteröffnungen dienen können (Brust- und Sturzriegel). Oben schließt alsdann der **Rahmen**, häufiger als **Rähm** bezeichnet, die Ständergebände als Gegenstück zur Schwelle ab. Damit sind die wichtigsten Funktionen gegeben: vertikale Hölzer tragen und horizontale Hölzer verspannen den Aufbau des Hauses.

Um dieses Gefüge im Winkel zu halten und gegen seitliches Kippen zu schützen, sind **Streben** erforderlich. Statistisch reicht eine einzige Strebe pro Wand aus, meist sind aber mehrere vorhanden. Mitunter fehlen Streben in den Außenwänden; dann sind sie in die Innenwände eingefügt - das geht auch, da es aus statischer Sicht einerlei ist. Schon früh haben die Zimmerleute damit begonnen, die Streben zu bestimmten Mustern zu arrangieren, meist symmetrisch. Aus der Entwicklungsgeschichte der Streben kann man, wie gesagt, für das Bergische Land sogar eine grobe Datierung ableiten.

Verfolgen wir unser Bild-Modell weiter. Den oberen Abschluss eines Stockwerkes bilden die **Deckenbalken**, die bei vielen Fachwerkhäusern mit ihren Balkenköpfen von außen sichtbar sind und damit ebenfalls zu einer optischen Gestaltung der Fassade beitragen.

Die Dach-Konstruktion besteht aus den **Dachbalken** (das sind die Deckenbalken des obersten Stockwerkes), die mit den **Sparren** zu einem festen Dreieck zusammengefügt sind. Zur

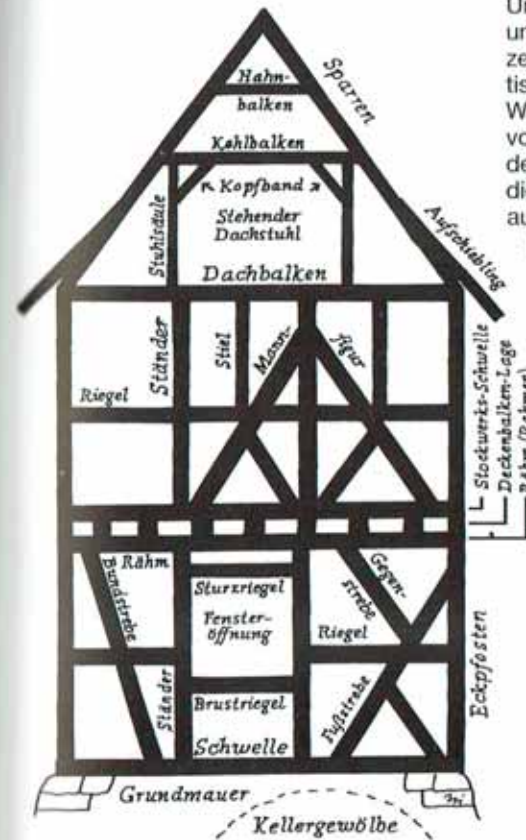


Abb. 1: Fachwerkschema zur Begriffs-Erläuterung.

Stabilisierung der Sparren und des gesamten Daches wird ein **Dachstuhl** gezimmert, der aus **Stuhlsäulen** besteht. Sind sie schräg geneigt, nennt man sie liegend, stehen sie senkrecht, spricht man von einem stehenden Stuhl. Die Stuhlsäulen tragen die in Firstrichtung und daher in der Abbildung nicht darstellbaren **Pfetten** bzw. **Stuhlrähme**, auf denen, wiederum mit den Sparren ein Dreieck bildend, die **Kehlbalken** befestigt sind. So werden die Dächer stabil und windsicher.

Soviel zum Holzgerüst eines Fachwerkhauses. Das hört sich im Prinzip sicherlich alles ganz einfach an – wären da nicht verschiedene Konstruktions-Prinzipien, die das Bild dann doch insgesamt komplizierter machen. Man muss nämlich unterscheiden zwischen zwei statisch grundsätzlich verschiedenen Bauformen: dem älteren Ständer/Geschossbau und dem jüngeren Stockwerksbau.

2. Der Ständer- bzw. Geschossbau

Der Ständerbau verkörpert zweifellos das Urprinzip des Fachwerkhauses, das in seinen frühgeschichtlichen Anfängen ja nichts anderes war als ein einfacher Dachstuhl. Als man dazu überging, diesen Dachstuhl auf Seitenwände zu setzen, um eine größere Raumnutzung zu erzielen, war es zunächst logisch, die Ständer und Pfosten dieser Wände einfach in die Erde zu stecken. Von diesem einfachen Bautyp leitet sich die Bezeichnung Ständerbau ab. Erst später ging man dazu über, die Ständer und Pfosten in einer Grundschwelle zu verzapfen, die ihrerseits auf einer Mauer aufliegt – so, wie wir es heute noch gewohnt sind.

Als man schließlich die Häuser höher baute und zwei übereinander liegende

Geschosse konstruierte, wurde es erforderlich, eine Zwischendecke einzuziehen. Es lag dabei nahe und war durchaus logisch, dass dazu Balken in die Außenwand-Ständer gezapft wurden (parallel zu den Giebelwänden). Auf diese **Ankerbalken** legte man die Deckenbalken auf. Da sie große Last tragen müssen, wurden die dicken Ankerbalken durch die Ständer „durchgeschossen“, wie der Zimmermann sagt. Außen stehen dann die Zapfenohren aus der Wand heraus. Diese Technik hat dem Ständerbau auch zu dem Namen Geschossbau verholfen. Auch die Bezeichnung „Geschoss“ für die obere Etage rührt daher (vgl. Abb. 2).

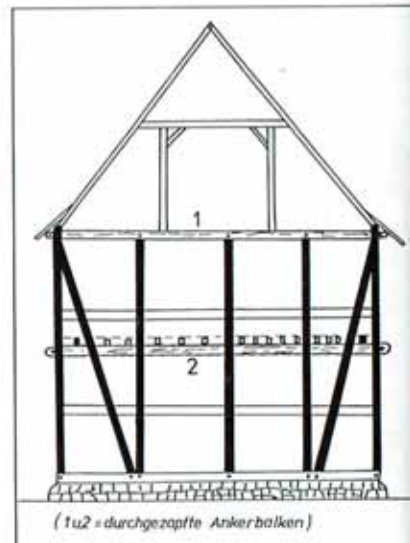


Abb. 2: Prinzip des Ständer/Geschossbaus.

Von außen erkennt man Ständer/Geschossbauten immer daran, dass zumeist alle Ständer und meist auch die Streben von der Schwelle bis zum Dach durchlaufen. Ständer/Geschossbauten sind fast ausnahmslos zweigeschossig. Hinsichtlich des Holzbedarfs

waren sie anspruchsvoll, da sie viel Langholz benötigten. Das dürfte auch einer der Gründe für ihr späteres Verschwinden sein.

Bekannte Ständerbauten im Overather Stadtgebiet stehen u. a. in Unterauel (Haus Soutschka/Börsch von ca. 1744), im historischen Ortskern von Overath (Hauptstraße Nr. 49 von 1610, das an der Seitenwand als Ständerbau gezimmert ist). Der Buchholzer Hof bei Untereschbach (um 1600) ist ebenfalls ein Ständerbau, dessen Giebelwand noch original erhalten ist und auch zwei Kopfstreben zeigt.

3. Der Stockwerksbau

In den Städten, wo man schon früh dazu überging, aus Platzgründen die Häuser in die Höhe zu strecken, entwickelte sich der Stockwerksbau, der um 1700 auch das südliche Bergische Land erreichte; zunächst zaghaft und nur vereinzelt, dann aber immer schneller Fuß fassend, bis er um 1800 den Ständer/Geschossbau fast ganz verdrängt hatte. Was ist beim Stockwerksbau anders?

Die Ständer und Pfosten werden nun nicht mehr in voller Gebäudehöhe gezimmert, sondern stockwerksweise, das heißt man setzt ein Stockwerk auf das andere, ähnlich wie man Bierkästen aufeinander stapelt. Dieses Bauprinzip bringt eine Menge Vorteile. So benötigt man erheblich weniger Langholz (selbst die Schwellen und Rähme kann man aus kürzeren Hölzern durch Verlängerungen aneinander fügen), ferner kann man die Stockwerke nach oben überkragen lassen, wie es in den Städten die Regel ist, außerdem lassen sich viele Stockwerke übereinander fügen (gelegentlich bis zu 7 und mehr Stockwerke!) und schließlich liegen die

Deckenbalken nicht mehr auf den durchgezapften Ankerbalken, sondern auf den Rähmen auf, wodurch sich ihre Tragfähigkeit deutlich erhöht (vgl. Abb. 3).



Abb. 3: Prinzip des Stockwerksbaus.

Von außen erkennt man Stockwerksbauten daran, dass nicht die Ständer, sondern die Rähme über die ganze Wand durchlaufen und dass Ständer und Streben immer nur die Höhe eines Stockwerkes haben. Die Deckenbalken sind zudem häufig als Balkenköpfe von außen sichtbar. Vorkragende Stockwerke sind allerdings im Bergischen Land eine seltene Ausnahme, so regelmäßig sie auch im städtischen Fachwerkbau sonst vorkommen. Übrigens: auch beim Stockwerksbau laufen die Eckpfosten mitunter bis zum Dach durch. Insgesamt wird die Wandaufteilung beim Stockwerksbau gleichmäßiger, bis hin zur völligen Symmetrie. Gleichzeitig treten Schmuckformen auf, dazu unten mehr.

So verschieden Ständer/Geschossbauten und Stockwerksbauten vom Prinzip her sind – es gibt etwa in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts

(also um 1750 bis ca. 1800) eine Misch- bzw. Übergangsform zwischen beiden, die im Bergischen Land nicht selten zu beobachten ist. Meist sind dabei die Seiten-(Trauf-)Wände in Ständerbauweise gezimmert und die Giebelwände stockwerksweise. Aber auch der umgekehrte Fall tritt gelegentlich auf. Auch im Gebiet von Overath spiegelt sich diese „Evolution“ des Fachwerkhäuses vom Ständer/Geschossbau zum Stockwerksbau wider, wie wir unten noch sehen werden.

4. Die Streben und ihre zeitliche Entwicklung

Eine besonders interessante und sogar hinsichtlich der Datierung einigermaßen brauchbare zimmerungstechnische Entwicklung haben die Streben im Laufe der letzten vier Jahrhunderte im Bergischen Land durchlaufen.



Abb. 4:
Konvexe Kopfstrebe.

Die **Kopfstrebe** (Abb. 4) ist zweifellos die älteste Strebenform, da sie aus der Zeit stammt, als Fachwerkhäuser noch ohne Schwelle gebaut wurden. Da gab es nur die eine Möglichkeit: die Winkelsicherung musste oben

erfolgen. Bei „Carports“ und hölzernen Balkonfeilern macht man es noch heute so. Für das Bergische Land lässt sich grob sagen, dass die Kopfstreben bis zum Dreißigjährigen Krieg (1618 bis 1648) gezimmert wurden und das Bild beherrschten. Danach treten sie nicht mehr oder nur noch in Ausnahmefällen auf. Im Bereich Solingen, also in der Nordwest-Ecke des Bergischen Landes,

hat es anscheinend auch um 1700 noch Zimmerleute gegeben, die der Kopfstrebe treu blieben. Für das süd-



Abb. 5:
Konkave Kopfstrebe.

liche Bergische Land indes kann man sagen, dass Kopfstreben immer ein Anzeichen hohen Alters sind. Meist sind Kopfstreben konvex; konkave Kopfstreben (Abb. 5) gelten als die archaische Form. Sie sind sogar

bereits vor bzw. um 1600 verschwunden und heute entsprechend selten.



Abb. 6:
Fußstrebe.

Die **Fußstrebe** (Abb. 6) setzte sich durch, je wichtiger und dicker die Schwellen wurden. Sie festigt den Wandverbund von unten nach außen, also von der Schwelle zum Eckpfosten (oft

auch zu einem Ständer in der Wandmitte, einem sogenannten Bundständer, an welchen im Innern des Hauses eine Zwischenwand angezimmert ist). Oft tritt uns die Fußstrebe auch als **Knick-**



Abb. 7:
Knickstrebe mit
Gegenstrebe.

strebe entgegen, häufig mit einer Gegenstrebe versehen (Abb. 7). Wann die Fußstrebe im Bergischen Land erstmals aufkommt,

lässt sich schwer sagen, dagegen ist aber der Zeitraum ihres Verschwindens umso klarer fassbar: um 1800 geht sie sprunghaft zurück, nach 1820 fehlt sie offenbar ganz.



Abb. 8: Bundstrebe.

Die **Bundstrebe** (Abb. 8), die von der Schwelle zum Rähm verläuft, hat vereinzelt schon im 18. Jahrhundert Einzug in das bergische Fachwerk gehalten, aber nach 1800/1820 beherrscht sie das Bild ganz.

Das hat Gründe. Einerseits verschont sie (im Gegensatz zur Fuß- und Kopfstrebe) die tragenden Ständer und Pfosten vor unnötigen Zapfenlöchern, andererseits ist sie leichter zu zimmern und außerdem trägt sie selber auch Last, was vor allem nötig wurde, als die Dächer aufgrund der Steindeckung erheblich an Gewicht zulegten.



Abb. 9: Gegenstrebe.

Gegenstreben reichern das Bild innerhalb eines Gebindes nicht nur optisch an, sondern verstärken auch die Statik, namentlich in den Eckfächern der Häuser. Hier gibt es viele Möglichkeiten, von denen hier nur die in unserer Heimat häufigsten vorgestellt werden sollen: die **zweifache Gegenstrebe**, zu meist in Fußstreben eingefügt (Abb. 9), sowie der

Abb. 10: Stiel.

Stiel (Abb. 10), eine abgewandelte Gegenstrebe vom Riegel zum Rähm, die statisch nicht nötig ist, aber das Gefach verkleinert und damit die Ausfachung erleichtert und stabilisiert.



Abb. 11:
Gefachstreben.

Gefachstreben erstrecken sich nur innerhalb eines Faches und können, wie in Abb. 11, auch paarweise auftreten. Häufig werden Streben zu **Andreaskreuzen** oder **Malkreuzen** kombiniert. Dazu



Abb. 12:
Andreaskreuz aus
Fußstreben.



Abb. 13:
Feuerbock.

eignen sich alle Strebenformen; für Abb. 12 wurde ein Fußstreben-Andreaskreuz gewählt. Der **Feuerbock** (Abb. 13) stammt aus dem süddeutschen Fachwerk und ist gelegentlich auch im Bergischen Land zu finden, bildet aber bei uns stets eine Ausnahme.

Die Strebenformen zeigen also eine gewisse Evolution, die für eine Grobdatierung von Fachwerkhäusern recht hilfreich sein kann und mitunter die einzigen Altershinweise bildet - solange man nicht das Glück hat, über genaue dendrochronologische Daten zu verfügen.

5. Mannfiguren

Namentlich aus Fußstreben lassen sich reichhaltige Figuren zimmern, die bekanntesten im südlichen Bergischen Land sind die aus dem Süden über den Westerwald eingewanderten Mannfiguren: der **Wilde Mann** (Abb. 14), der „**W-Mann**“ als eine Abwand-

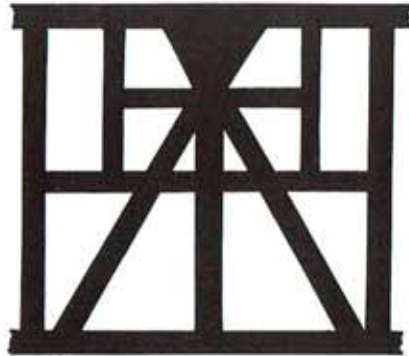


Abb. 14: Kompletter „Wilder Mann“.



Abb. 15: Der „W-Mann“, eine abgewandelte Mannfigur.

lung von diesem (Abb. 15) und der **einfache Mann** (Abb. 16). Das südliche Oberbergische Land ist reich an verschiedenen Mann-Figuren; dort sind sie aus dem Wittgensteiner Land eingewandert, das mit der Herrschaft Homburg ja lange Zeit in Personal-

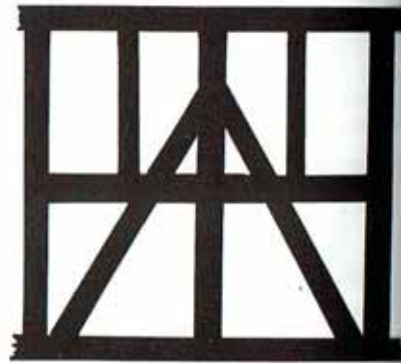


Abb. 16: Einfache Mannfigur.

union verbunden war. Man kann einzelne Exemplare (vor allem W-Männer) bis in das untere Aggertal hinein verfolgen, aber dort stoßen sie bereits an die Nordwestgrenze ihrer geschlossenen Verbreitung, welche sie nur in einzelnen Ausnahmefällen überschreiten. In Overath sind Mann-Figuren offenbar selten verzimmert worden. Wir haben sie aber hier dennoch vorgestellt, damit es uns vielleicht der eine oder andere Leser mitteilt, falls eine solche an seinem Haus unter Putz und Verkleidung schlummert.

6. Das „Alte Zollhaus“ in Altenbrück

Zu den ältesten Fachwerkgebäuden im Overather Stadtgebiet zählt das sogenannte Alte Zollhaus von 1675 an der alten Brüderstraße (spätere B 55) unweit der Sülzbrücke in Altenbrück. Seinen Namen hat es angeblich erhalten, weil es die Landzoll-Station zwischen den bergischen Ämtern Porz und Steinbach beherbergt haben soll. Jedoch ist weder der in der Balken-Inschrift als Erbauer genannte Hans Schwamborn irgendwo als Zöllner belegt (das hätte er sicher auch in der Inschrift zum Ausdruck gebracht), noch ist anzunehmen, dass dies die



Landzoll-Station war; diese dürfte vielmehr in dem einst gegenüber gelegenen Altenbrücker Hof (Haus Daubenbüchel) gewesen sein. Es liegt näher, dass die Überlieferung als Zollhaus auf den Brückenzoll zurückzuführen ist, der nach dem Neubau der Sülzbrücke kurz nach 1800 durch die Erbauer, zwei Overather Bürger, dort erhoben werden durfte. Darauf deutet auch der Lauben-Vorbau hin, der aus dieser Zeit sein dürfte und - bezeichnenderweise - seine Fenster gezielt auf die Straße und die Brücke richtet.

Wie das Haus Nr. 49 in der Overather Hauptstraße (1610) steht auch das Alte Zollhaus zimmerungstechnisch an der Schwelle vom reinen Ständerbau zum ersten zaghaften Versuch des Stockwerksbaus. An der Westseite (zur Sülz hin) kann man unter der Schieferverkleidung gerade noch erkennen, dass die Deckenbalken des Erdgeschosses in die Ständer eingehälst (Abb. 17) sind: Merkmal für Ständerbauten; im Obergeschoss dagegen haben wir es mit aufgelegten Deckenbalken zu tun, deren Balkenköpfe in der Giebelwand (Stichbalken) zu sehen sind: Merkmal für Stockwerksbauten. Dort treten sowohl Stockwerksrähm als auch Stockwerkschwelle (Dachbalken) auf, wie sie nur in Stockwerksbauten vorkommen. Die für Ständerbauten typischen Ankerbalken als Unterzüge für die Deckenbalken fehlen bereits, da die Deckenbalken einzeln in die Ständer eingehälst sind.

Weil die Deckenbalken des Erdgeschosses in die Ständer eingehälst sind, ist das Gefüge so stabil verzapft, dass sich Streben in der Giebelwand erübrigen. Die Balkeninschrift ist übrigens nicht in einen Rähm-Balken eingraviert, wie es auf den ersten Blick scheint, sondern in ein aufgelegtes

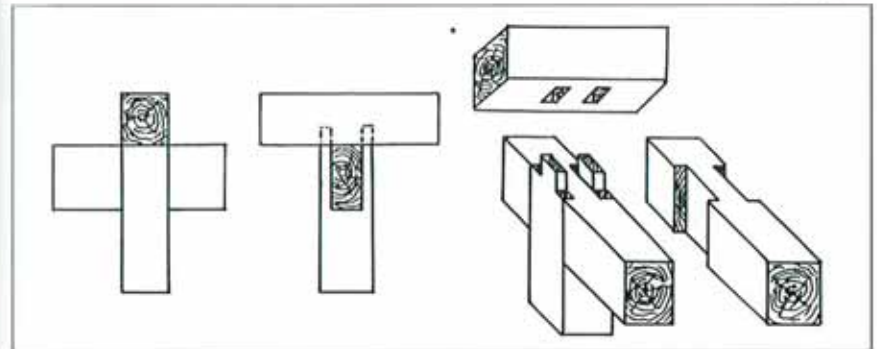


Abb. 17: Eingehälste Deckenbalken.

Brett, ein sogenanntes Blatt. Dieses erzeugt den Eindruck eines Rähms, das gar nicht existiert, denn bei genauem Hinsehen stellt man fest, dass die Ständer bis zum Dachbalken durchlaufen. Das Haus ist also in mancher Hinsicht eine zimmerungstechnische Rarität. Auffallende Parallelen ergeben sich zum bereits erwähnten Haus in Overath von 1610, das ebenfalls eine frühe Mischform aus Ständer- und Stockwerksbau verkörpert.

Die Hölzer müssen im Laufe der Zeit von unten her angefault sein, denn man hat, vermutlich im frühen 20. Jahrhundert, die unteren Teile der Außenwand bis in Höhe des ersten Riegels durch Klinkermauern ersetzt. Dadurch ergibt sich heute ein verzerrtes Bild, das man sich wegdenken muss, wenn man die ursprüngliche Fassade rekonstruieren möchte.

Der laubenartige Anbau am Alten Zollhaus ist auf jeden Fall jünger; das zeigen schon die Bundstreben, die an der Straßenseite sogar in Y-Form mit Gegenstreben versehen sind. Der Anbau ist in die Ständer des Altbaus eingezapft. Unter ihm befand sich früher die breite Haustür. Seine Errichtung könnte, wie erwähnt, mit dem Brückenzoll in Beziehung stehen, dann müsste er um 1800 angebaut worden sein; auch die Bundstreben verweisen in jene Zeit.

7. Overath-Kemenat

Hier haben wir es mit einem regelrechten „Klassiker“ des bergischen Fachwerks zu tun! Es handelt sich um einen reinen Stockwerksbau, dessen Eckpfosten aber von der Schwelle bis zum Dachbalken durchlaufen. Die Ständer und Streben sind jedoch alle nur auf Stockwerkshöhe gezimmert. Die Bundstreben legen nahe, dass dieses Gebäude jüngeren Datums ist.



Wahrscheinlich ist es kurz vor 1800 errichtet worden. Dafür spricht auch die quergeteilte, streng dreizellige Aufteilung in eine Mittelachse (durchlaufender Hausflur bzw. Ern) und zu beiden Seiten gleich große Wohnräume. Dies ist die typische Grundrissform bergischer Bürgerhäuser im späten 18. und frühen 19. Jahrhundert. Das Haus ist heute vorbildlich gepflegt und hat als besondere Schmuckform naturgekrümmte Streben in den Giebelwänden. Die Deckenbalken des Ergeschosses sind in den Giebelwänden gleichzeitig Rähm und Stockwerksschwelle. Dieses schöne Gebäude verkörpert den für das ganze 19. Jahrhundert typischen bergischen Wohnhaus-Baustil. Ähnliche Bauten finden sich in der Region häufig und verleihen der Architektur daher eine regionalspezifische Note. Daher kann man wohl sagen, dass wir es hier mit einem „bergischen Klassiker“ zu tun haben; besonders wertvoll auch deshalb, weil keine späteren An- oder Umbauten den ursprünglichen Charakter verstellt haben.

8. Haus Schwamborn in Vilkerath



Mit seinem vorwiegend als Fußstreben gezimmerten Strebenwerk weist das Gebäude, welches in Vilkerath die Familie Schwamborn seit vielen Generationen bewohnt hat, in die Zeit vor 1800. In der Familie Schwamborn wird das Jahr 1713 als Baudatum überliefert, und dies stimmt auch mit der Zimmerungs-Technik überein. Der Erbauer des Hauses war Clemens Rottländer, damals Schöffe am Overather Hofgericht. Der als kombiniertes Wohn-Stall-Haus konzipierte Stockwerksbau ist mit dem früheren Stall-Trakt leicht in den Hang hinein gebaut, der hangabwärts gerichtete Wohnteil ist mit einem Gewölbe unterkellert.

Vermutlich wurde an der Stallseite später neu angebaut. Dort fällt nämlich das Bundstrebenwerk aus dem Rahmen des übrigen Fachwerks, in welchem die Fußstreben dominieren. Demnach müsste früher das Haus unmittelbar neben der heutigen Haustür geendet haben; vielleicht war dort

ja auch ein älterer Anbau, der erneuert wurde. Die Trennlinie zwischen Alt und Neu kann man noch gut erkennen. Aufgrund der Bundstreben sollte man den Neubau in die Zeit nach 1800 datieren. Es geschah früher häufig, dass es aufgrund der ständigen Durchfeuchtung der Stall-Mauern zu Fäulnis im Fachwerk und einem dadurch erzwungenen neuen Anbau kam, der dann mitunter auch in Bruchstein- oder Klinker-Mauerwerk ausgeführt wurde - hier jedoch blieb man dem Fachwerk treu.

Zwischen dem Rähm des Erdgeschosses und der Stockwerksschwelle sind die Balkenköpfe der Deckenbalken sichtbar. Einige der Fuß-, aber auch der jüngeren Bundstreben sind durch Gegenstreben in Y-Form gezimmert. Das Gebäude verkörpert nicht nur einen gut erhaltenen regionalspezifischen Hofstyp, sondern zeigt auch heute noch, wie sinnvoll und zugleich behutsam sich ein Gehöft früher in die umgebende Landschaft einfügte.

9. Der Lindenhof in Marialinden



Eine wahrhaftige Visitenkarte für alle Durchreisenden entstand an der alten Brüderstraße (heute Pilgerstraße) in Marialinden unweit der Wallfahrtskirche. Es ist ein reichhaltig verziertes Gebäude mit einigen Besonderheiten. Als reiner Stockwerksbau hat es einen allseitig überkragenden Oberstock, im Bergischen Land nicht gerade häufig. Über dem Hauseingang finden wir eine schöne Mann-Figur als „W-Mann“ gezimmert. Unter den Fenstern des Oberstockes verziern gezackte Gefachstreben die Wände als schönes Schmuck-Ornament (Anklänge an den Feuerbock, vgl. Abb. 13). In der Giebelwand hat man einen für bergische Verhältnisse besonderen Luxus anbringen lassen: Zierstreben in Kombination mit einem Andreaskreuz. Man hat damals schon gewusst, wie man sich den durchreisenden Fremden und Pilgern präsentieren konnte! Der Lindenhof dürfte der Zimmerungstechnik nach spätestens um 1800, jedoch eher schon vorher entstanden sein. Eine weitere Schmuck-Zutat bilden die zwischen den vorkragenden Deckenbalken abgefasten (kantengerundeten) Rähme: eine Verzierung, wie man sie seltener im Bergischen Land, dafür aber in deutschen Fachwerk-Hochburgen wie Wernigerode findet. Der Efeu-Bewuchs sollte allerdings schnell wieder entfernt werden, denn Efeu gilt als der zuverlässigste „Fachwerk-Killer“!

10. Ausblick

Es steht nicht schlecht um das bergische Fachwerk in der Stadt Overath. Aus mehreren Epochen existieren, wie gezeigt wurde, interessante Gebäude, und sie verkörpern auch ein Stück bau- und zimmerungstechnische Entwicklungsgeschichte der Stadtgemeinde mit ihren vielen schönen Dörfern. Es ist sehr zu begrüßen, dass in letzter Zeit das Interesse an der Erhaltung und Bewahrung der vorhandenen Fachwerk-Substanz deutlich zugenommen hat. (Dem an der Restaurierung von Fachwerkhäusern interessierten Leser sei ein Gang durch die vorbildlich restaurierte Wiehler Altstadt empfohlen, wo es zahlreiche gelungene Beispiele für artgerechtes Instandsetzen von Fachwerk gibt.)

Damit werden auch wir in der Lage sein, den kommenden Generationen das weiterzugeben, was wir selber von unseren Vorvätern geerbt haben. Das bergische Fachwerk im Overather Stadtgebiet wird dieses Erbe sicherlich sinnvoll bereichern.

Literatur:

NICKE, H. (1999): Fachwerk zwischen Wupper und Sieg. Studien zum bergischen Fachwerkbau. 202 S., Wiehl; (darin viele weitere Literaturhinweise).

Jörg Poettgen

Die „Nachbarn bey Mariä-Linden“ und ihre Orgel

Zur Orgelweihe im Jahr 1999

Als am 29. August 1999 der Kölner Weihbischof Dr. Klaus Dick eine neue Orgel in Marialinden einweihte, war wohl kaum einem der Gottesdienstbesucher bewusst, welch besondere Bedeutung die Orgel in Marialinden für die Geschichte der Pfarrgemeinde hat. Denn als dieses Gotteshaus zu Beginn des 16. Jahrhunderts gebaut wurde, war es keine Pfarrkirche mit allen Rechten und Pflichten, sondern eine Wallfahrtskirche ohne eigenen Geistlichen und regelmäßigen Gottesdienst und nur von wenigen Häusern umgeben. Für die Einwohner auf der Anhöhe der Honschaft Burg und Oderscheid bis hin nach Federath bedeutete dies, dass sie sonn- und feiertags, bei Hitze oder Schnee den Berg hinunter in ihre Pfarrkirche nach Overath gehen mussten. Eine Orgel war somit in der Kapelle von Marialinden noch ein unerschwinglicher Luxus. Erst als um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert die Bevölkerung so zugenommen hatte, dass die Nachbarn auf der Höhe ihren eigenen Seelsorger haben wollten, sollte auch mit der Anschaffung einer Orgel gezeigt werden, dass die Marialindener in nichts hinter ihrer alten Pfarrgemeinde Overath zurückstehen mussten. Und zwar kam dies so.

Die Entwicklung der Wallfahrtskapelle

Zu Beginn des 16. Jahrhunderts waren auf der Anhöhe südlich von Overath zwar etliche Höfe und Be-

siedlungen, aber diese lagen nicht oben auf der Bergkuppe „an der straissen („die) nach der Dravenderhöhe“ und weiter nach Siegen führte. Dort wären sie Wind und Wetter zu sehr ausgesetzt und weitgehend ohne Wasserversorgung gewesen. Vielmehr wurden die Häuser etwas unterhalb in den Quellmulden gebaut wie beispielsweise in Höhe oder Meegen. Lediglich die Wallfahrtskapelle musste an der Straße liegen, damit sie von den Wanderern und Reisenden leicht zu erreichen war. Erst im Laufe der Jahre errichtete man auch um die Kirche Häuser, deren ältestes das 1661 datierte Fachwerkhäus an der Ecke nach Vilshofen ist. Soeben wurde der originale Türbalken entkernt, der das korrekte Datum „1671“ enthält. Es soll den Besitzern von Bernsau als Jagdhaus gedient haben. 1820 wurde Ferdinand Stiefelhagen darin geboren, der später Domkapitular in Köln wurde und sich als Wohltäter für die Kirche hervorgetan hat.

Besonders im Laufe des 18. Jahrhunderts nahm nicht nur die Besiedlung um die Kapelle und auch in der Umgebung immer mehr zu, dort wohnten auch einflussreiche Leute, deren religiöses und kulturelles Engagement auch heute noch zu sehen ist. So stiftete beispielsweise Joseph Wester aus Höhe 1720 die Glocke, die noch heute als Sakristieglocke jeden Gottesdienst einläutet. Auch auf den Fußfällen, die 1741 aus Anlass zahlreicher Todesfälle errichtet wurden, ste-

hen Namen von Nachbarn aus Marialinden wie Roland Wermelskirchen, Johann Adolph Stader oder Hans Abel Spanier. Einige von ihnen waren Schöffen am Bernsauischen Hofgericht (vgl. den Beitrag von Hans Grah auf S. 17). So wundert es auch nicht, dass etwa ein halbes Jahrhundert später durch Initiative des Hufschmieds und Schöffen Paulus Büscher, des Vaters des berühmten Uhrmachers Johann Wilhelm Büscher, am 13. Oktober 1789 sieben weitere einflussreiche Bürger zu einem besonderen Vorhaben zusammentrafen. Diese „Nachbarn bey Mariä-Linden“, wie sie damals hießen, gründeten eine „Foundation für ein geistliches Benefi-

cium“, also eine Art Bürgerinitiative, um die Errichtung einer Seelsorgestelle zu erreichen. Bei der damaligen Kirchenfinanzierung setzte dies voraus, dass die „Fundatoren“ für das Gehalt von 80 Rthlr (Reichstaler) und die Wohnung des Geistlichen, aber auch für die Ausstattung der Kirche zur Feier des Gottesdienstes aufzukommen hatten. Dazu brauchte man schon vermögende Bürger.

Nachdem der Kölner Erzbischof, Kurfürst Maximilian Franz, sowie der Landesherr, Herzog Karl Theodor, ihre Genehmigung für die Errichtung der Seelsorgestelle erteilt hatten, wurde für den ersten Vikar Roland Müller –



Abb. 1: Alte Orgel (Aus: Marialinden in Bildern, vorgest. von Werner Pütz)

denn natürlich bekam man keinen eigenen Pfarrer, sondern nur einen von Overath abhängigen Vikar – unmittelbar gegenüber der Kirche ein Haus gebaut, die noch heute bestehende „Vikarie“. Da der Vikar außer für die Feier des Gottesdienstes und die Betreuung der Kranken auch für die Unterrichtung der Kinder in seinem (!) Haus verpflichtet war, ist die Vikarie auch gleichzeitig die erste Schule in Marialinden, so dass die heutige Grundschule im Jahr 1990 zu recht ihr 200jähriges Jubiläum feierte.

Die erste Orgel

Die Ausstattung der Vikarsstelle war aber nicht der einzige finanzielle Kraft-

akt in dieser Zeit. „Auch die Kosten des Gottesdienstes in dieser Kapelle – es handelte sich immer noch um den ursprünglichen Bau aus lediglich drei Jochen und ohne Türme, wie auf der diesem Heft beigelegten Karte des Landmessers J.W. Höller von 1787 zu sehen – sowie der Unterhaltung des Kapellengebäudes mussten von den Fundatoren aus eigenem Vermögen bestritten werden“. Die Kosten waren nicht unerheblich, denn „im Jahre 1811 war die Kapelle schon beinahe unbrauchbar, Regen und Schnee drangen durch das Dach wie durch die Fenster bis vor die Altäre“.

Es grenzt darum fast an ein Wunder, dass die früheste Nachricht über eine



Abb. 2: Gesamtansicht der neuen Orgel (Foto: Verfasser)

Orgel in Marialinden bereits aus dem Jahr 1820 stammt, als der damalige Kirchmeister Adolph Miebach für 640 Rthl (Reichstaler) und 3 Stüber eine Orgel erwarb. Ob es sich hierbei um ein neues Instrument handelte, geht aus den Unterlagen nicht hervor. Auf jeden Fall war es die erste Orgel, denn es musste nun erst eine Empore gebaut werden. Wie diese erste Orgel von 1820 aussah und wie viele Register sie hatte, ist nicht überliefert. Aber nun brauchten die Marialindener Pfarrangehörigen nicht mehr hinter den Overathern zurückzustehen.

Die zweite Orgel

Anders als bei Glocken ist die Lebensdauer einer Orgel wegen des empfindlicheren Materials nur begrenzt. So war schon 1875 eine Reparatur nötig. Inzwischen hatten nach einem halben Jahrhundert die Bemühungen der Marialindener um Selbständigkeit Erfolg gehabt, als der Kölner Erzbischof im Jahr 1857 die Kapelle zur Pfarrgemeinde mit allen Rechten und Pflichten erhob. Der Orgelbauer F. Saueremann in Frielingsdorf wollte die erforderliche Reparatur für 727 Mark ausführen. Nach dem Gutachten des Aachener Domchormeisters Heinrich Boeckeler, der für das Kölner Erzbistum das Amt des Glocken- und Orgelsachverständigen ausübte, konnte man für diesen Betrag keine vernünftige Arbeit erwarten, weshalb er von einer Reparatur abriet.

Es dauerte noch 15 Jahre, bis die Pfarrgemeinde 1890 von dem Kölner Orgelbauer Ernst Seifert ein Angebot für eine neue Orgel einholte, die 4600 Mark kosten sollte und die dann auch in Auftrag gegeben wurde. 1892 war die Orgel fertig. Sie erhielt 14 Register, die auf zwei Manuale und ein Pedal verteilt waren. Das Gutachten des Kölner Domchorleiters Cohen war

außerordentlich positiv. Er erwähnt sogar, dass wegen der guten Mechanik des Gebläses nur ein Kalkant (Gebläsetreter) erforderlich sei und das Werk trotzdem beim Tutti spiel rein töne.

Wenn man berücksichtigt, dass wenige Jahre später (1898) auch die Erweiterung der Kirche, der Bau der Türme und die Anschaffung neuer Glocken durchgeführt wurden, erkennt man das große Engagement der Gemeinde in diesem Jahrzehnt, auch wenn – wie bereits angedeutet – mit dem Kölner Domkapitular Ferdinand Stiefelhagen, der ja aus Marialinden stammte, ein großzügiger Gönner zur Seite stand.

Die Orgel von 1892 hielt in den folgenden Jahrzehnten. Erst im Jahre 1929 wurde eine Überholung erforderlich. Da das Angebot der Fa. Seifert über RM 4000.-- dem Kirchenvorstand zu hoch erschien, wählte man den konkurrierenden Orgelbauer Klais aus Bonn. Dessen Angebot über RM 1400.-- umfasste jedoch nur den Einbau eines Elektrogebläses an Stelle des Blasebalges und keine Reparatur. Das Ergebnis war, dass 1938 doch eine erforderliche Reparatur durch die Fa. Seifert durchgeführt werden musste, die dann statt der nun veranschlagten 3000.-- Mark 4485.-- Mark kostete, da sich nach der langen Wartezeit noch verdeckte Schäden gezeigt hatten. Der Prospekt von 1892 wurde jedoch beibehalten.

Die dritte Orgel

Als bei der Kirchenrenovierung von 1968 auch die Orgel nachgesehen wurde, stellte man fest, dass die Lebensdauer dieses Instrumentes offensichtlich doch ihre Grenze erreicht hatte. Zunächst prüfte der Kirchenvorstand die Möglichkeit einer

Leihorgel, die vom Erzbistum als „Kleinorgel“ für solche Gemeinden angeboten wurde, die sich noch nicht zu einer größeren Lösung entschließen konnten.

Bald jedoch kam ein Angebot der Orgelfirma Späth in Mengen-Ennetach (Württemberg) ins Gespräch, die ein Gebrauchtinstrument zum Preise von 15.000 DM anbot. Wie 1929 entschied man sich auch hier für die billigere Lösung, wobei offensichtlich übersehen wurde, dass es sich natürlich nur

um eine „Interimsorgel“ handeln konnte. (Abb. 1).

Die neue Orgel

Bei weiteren Renovierungsarbeiten in der Kirche im Jahr 1990 musste die Orgel ausgelagert werden. Bei dieser Gelegenheit ließ man sie vom Orgelsachverständigen für das Erzbistum Köln begutachten, der eine Renovierung für unrentabel hielt und zu einer Neuanschaffung riet, für die er auch eine Disposition erstellte.

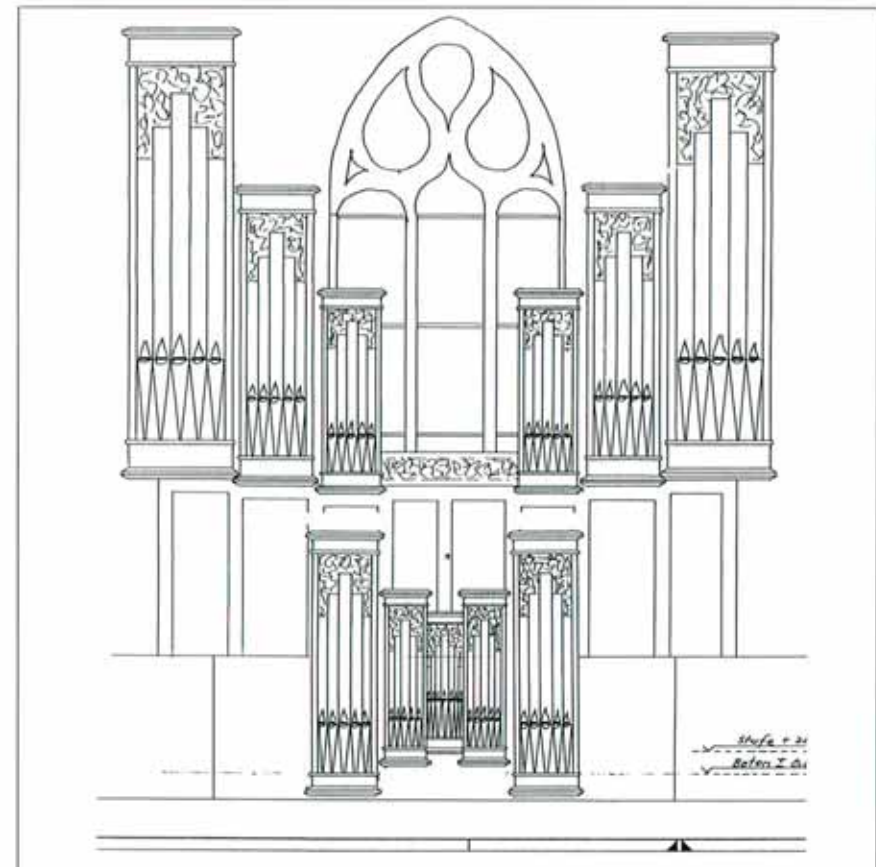


Abb. 3: Entwurfszeichnung der neuen Orgel

Im Jahre 1993 entschied sich der Kirchenvorstand für den Entwurf des Kürtener Orgelbauers Siegfried Schulte (vgl. Abb. 3). Dennoch dauerte es bis zur Verwirklichung des Vorhabens noch einige Jahre, da zunächst die Finanzierung gesichert werden musste. Denn anders als bei der ersten Orgel betrug die Summe nicht 640 Reichstaler, sondern mehr als 300.000 DM, von denen die Pfarrgemeinde einen nicht unerheblichen Teil selbst tragen musste. Wieder engagierten sich die „Nachbarn bey Mariä-Linden“ für ihre Kirche, indem sie sich durch Gründung eines Orgelbau-Vereins und sonstige Kollekten engagierten, bis es im August 1999 soweit war, dass die Orgel eingeweiht werden konnte. Da dieselbe bisher noch nicht publiziert wurde, soll sie hier kurz vorgestellt werden.

Für den im Kirchenschiff stehenden Betrachter fällt vor allem die Zweiteilung des Hauptwerkprospektes auf, der das rückwärtige Maßwerkfenster des Turmes frei läßt (vgl. Abb. 2 sowie Abb. auf der Umschlagrückseite). Dies geschieht nicht nur aus Gründen des Lichteinfalls oder der Optik, sondern weil ein solches Fenster als Kälte- oder Feuchtigkeitsbrücke eine Gefahr für jede Orgel bildet. So aber ist das Fenster freigelassen und die beiden Seiten des Hauptwerkes, dessen Prospekt aus solidem Eichenholz besteht, werden geschützt. Damit wurde eine wichtige Bedingung der vom Orgelsachverständigen aufgestellten Planungsdisposition erfüllt. Das hinter dem Spieltisch angelegte Rückpositiv bildet die Verbindung zum Kirchenschiff.

Der Spieltisch selbst ist auf zwei Manuale mit 4 1/2 Oktaven und Pedal aufgeteilt. Die einzelnen Töne werden mit mechanischer Traktur gespielt, die Kombination der 21 klingenden Regi-

ster erfolgt jedoch über eine elektrische Traktur, die mit einer elektronischen Setzeranlage kombiniert ist. Hier können bis zu 64 unterschiedliche Registerkombinationen vorher programmiert werden, was das Spiel variantenreicher Orgelmusik sehr erleichtert. Damit befindet sich die Orgel auf dem neuesten Stand der Technik. Zu ergänzen ist der Hinweis, dass vier Register (Holzflöte, Gemshorn, Bordun, Subbaß) aus der alten Orgel in das neue Werk übernommen wurden, was weniger aus Anhänglichkeit, denn aus Kostengründen geschah. Insgesamt besteht folgende Disposition:

I. Manual	II. Manual
1 Principal 8'	9 Bordun 8'
2 Holzflöte 8'	10 Prästand 4'
3 Gamba 8'	11 Offenflöte 4'
4 Oktave 4'	12 Nasal 2 2/3'
5 Gemshorn 4'	13 Doublette 2'
6 Superoktave 2'	14 Terz 1 3/5'
7 Mixtur 2'	15 Fourniture 1/3'
8 Trompete 8'	16 Cromore 8'

Hinzu kommen im **Pedal**

18 Subbass 16'	21 Choralbass 4'
19 Oktavbass 8'	22 Posaune 16'
20 Gedacktbass 8'	

Nach vielen Notlösungen erhielt somit die Kirchengemeinde im Jahr 1999 wieder ein Neuinstrument, mehr als 100 Jahre nach Anschaffung der Seifert-Orgel von 1892. Über sie urteilt Prof. Clemens Ganz, Domorganist und amtlicher Orgelsachverständiger, in seinem Gutachten:

Das Klangbild insgesamt könnte man als klassisch mit romantischem Ein-

schlag bezeichnen. Die Register bilden ein raumfüllendes Ensemble, bei dessen Charakterstimmen die Wärme der Flöten mit der erträglichen Schärfe der Mixturen harmoniert. Die neue Orgel hat klare Klangreserven auch bei einer vollen Kirche. „Die Katholische Kirchengemeinde Marialinden hat mit der neuen Orgel einen optischen und akustischen Glanzpunkt in ihrer schönen Kirche erworben“.

Quellen- und Literaturverzeichnis

1. Pfarrarchiv Marialinden
2. Protokolle des Hofesgerichts zu Overath, bearbeitet von Hans Grah, Bd. III, o.J. (1988).
3. Johannes Hoffstadt, Ein halbes Jahrtausend Marialinden 1478 – 1978 o.J. (1979)
4. Jörg Poettgen, Dr. Ferdinand Stiefelhagen (1822-1902), ein Förderer Marialindens. In: RBK 1988, S. 127-134.
5. Jörg Poettgen, Büscher-Uhren von Marialinden. Zur Geschichte eines alten bergischen Kunsthandwerks. In: RBK 1989, S. 186-193.
6. 200 Jahre Schule in Marialinden 1790-1990, hrsg. von der Gemeinschaftsgrundschule Marialinden.
7. Jörg Poettgen, Die sieben Fußfälle nach Marialinden. Erinnerung an ein Sterbejahr vor 250 Jahren. In: Romerike Berge 1/1991, S. 5-13.
8. Jörg Poettgen, Johan Wester und die Denkmalglocke in Marialinden – die Glocken der alten Wallfahrtskirche. In: RBK 1999, S. 55-60.

Rudolf Preuß

Ungewöhnlicher Katasterplan des Dorfes Overath gefunden

Bei der Vorbereitung eines historischen Stadtrundgangs „Overath einst und jetzt“ fand sich im vorigen Jahr durch einen Zufall eine ganz ungewöhnliche Katasterkarte des Ortskerns von Overath. Sie ist als Faksimile dieser Ausgabe von ACHERA beigefügt.

Ehe wir das Ungewöhnliche dieser Karte betrachten, wollen wir zunächst auf das Gewöhnliche schauen. Oben links auf ihr steht, worum es sich handelt:

*Regierungsbezirk Köln
Kreis Mülheim
Bürgermeisterei Overath
Gemeinde Heiliger
Flur 1, Overath
Aufgenommen und beendet am
7. November 1827
unter Leitung des Geometers
Seemann*

Unten rechts auf dem Plan überrascht dann eine weitere Widmung:

*Overath, den 1. Mai 1918
Der Bürgermeister
Simons*

Während die Karte von 1827 an sich offenbar als Druck vorliegt, wurde diese zweite Widmung handschriftlich vorgenommen.

Es gibt noch weitere handschriftliche Eintragungen:

Unter der ersten Widmung von 1827 steht der mit Bleistift geschriebene Vermerk:

M. 1:1250.

Oben rechts, in einer anderen Handschrift, steht, ebenfalls mit Bleistift in alter deutscher Schrift geschrieben, das unterstrichene Wort:

Hausnummerierung.

Auch mit Bleistift ist auf der Hauptstraße die Kilometerzählung ab Köln eingetragen, beginnend an der „Straße von Bensberg“ am Haus Nr. 125 mit *km* 25 und endend am Haus Nr. 70 „an der Brücke“ mit *km* 25,8.

Ein Weg im Nordwesten oberhalb der Ortsmitte sowie ein Anbau am Bahnhof, auch diese mit Bleistift, sind offenbar mit geringer Sorgfalt nachträglich eingezeichnet worden.

Der alte Friedhof am Hang des Ferrenbergs ist ebenfalls nachgetragen worden, nachdem man 1827 wohl noch rund um die Kirche begraben hatte.

Natürlich wurde auch die Eisenbahn später eingetragen, offenbar mit Tinte von Hand in einer doppelt gestrichelten Linie, der Bahnhof mit der erwähnten Erweiterung in Bleistift.

Schließlich wurden auch noch Farbstifte verwendet, ein roter für eine Wasserleitung, ein blauer für zwei Wassergräben und ein grüner für die erwähnten Hausnummern.

Der recht gut erhaltene, leicht vergilbte Plan ist also ein Unikat, auf dem zwischen 1827 und 1918, vielleicht auch noch danach, mindestens elf verschiedene Eintragungen vorgenommen worden sind, er war also fast ein Jahrhundert lang Arbeitsgrundlage der Overather Verwaltung.

Was kann man auf diesem Katasterplan erkennen?

Anders als auf der von Albert Siebenmorgen als Wandkarte nachgezeichneten „Katasterkarte von 1827“, die das Stadtarchiv aufbewahrt und die u.a. von Becher in „900 Jahre Overath“ (S. 288) veröffentlicht worden ist, endete Overath offenbar schon 1827 nicht etwa mit dem sechsten Haus etwa hundert Meter östlich der Kirche, sondern dort, wo auch heute der Ortskern aufhört, nämlich an der Linkskurve, wo sich die Hauptstraße zwischen dem Felsabsturz des Ferrenbergs und der Bahntrasse nach Osten durchwindet. Es gab also schon damals den sog. „Nippes“, wenn auch weit weniger dicht bebaut als heute.

Der alte Plan zeigt die sehr sorgfältig gezeichneten Flurstücke und maßstäblich genau auch die Bebauung, wie sie 1827 bestand. Auch die Flurnamen sind sehr gut zu lesen. Nördlich der Hauptstraße sind es von West nach Ost, ggf. auch von oben nach unten diese: *im Kompe, im Fringshof, im Kimnaderberg, in der Kimnader Wiese, am leinen Büchel, auf dem Brouch, auf dem Donnersberg und in der Haardt*. Südlich der Hauptstraße sind es von Ost nach West *an der Brücke, in den Sträuchen, auf der Betzen, im Dorfgarten* (heute Bahnhofsvorplatz), *oben im Auel, auf dem Waschmorgen, im Auel, im tiefen Garten* sowie südlich der „Straße von Siegburg“ *in der Steinhalfenwiese*. Im Winkel zwischen der Straße „von Siegburg nach Overath“ und der „Straße von Bensberg“ finden sich schließlich noch die Namen *im Balteshof, im Baltes Garten, in dem Bachgarten, auf dem Pferdsfeld, auf dem Clarenberg und in der Ciriexer Wiese*.

Die einzelnen Flurstücke, von sehr unterschiedlicher Größe, sind sämtlich

mit Nummern versehen und an der Straße am kleinsten, was für eine alte Bebauung spricht, auch auf dem „Nippes“, und am größten auf den Wiesen zur Agger hin, wo sich aber auch zahlreiche kleinere Parzellen finden.

Nach neunzig Jahren ließ Bürgermeister Simon all das nachtragen, was sich inzwischen im Overather Ortskern verändert hatte. Wie schon 1827 zeichnete man die Umriss aller bis dahin neu erbauten Häuser ein, für die man zum Unterschied zu denen von 1827 einen fetteren Strich benutzt hat.

Die erwähnten Hausnummern, sie sind mit grünem Stift in die Umriss eingezeichnet, beginnen mit der Nummer *1a* an der „Straße von Bensberg“ ungefähr dort, wo auch heute auf der Nordseite der Straße die Bebauung endet, folgen auf der Nordseite der Hauptstraße nach Osten, schließen die Häuser „am Kimnader Berg“ (Nummern 23 – 36) ein, erreichen mit Hausnummer 69 das Ende der Bebauung im Osten, überspringen die Straße nach Süden und setzen sich auf der Südseite von Ost nach West mit der Nummer 70 fort. Der Bahnhof hat die Hausnummer 87, die Häuser an der Straße „von Siegburg nach Overath“ die Nummern 111 – 118, und das Ganze endet wieder an der „Straße von Bensberg“ mit der Nummer 125, gegenüber dem Haus Nummer 4.

An unseren Plan, der die Flur 1 der, wie man heute sagt, Gemarkung Heiliger zeigt, grenzen im Norden die „Gemeinde (heute: Gemarkung) Balcken“, im Osten die Flur 2, im Süden die Fluren 16 und 17 und im Westen die Flur 18.

Der o.a. später nachlässig eingezeichnete Weg beginnt westlich der Kim-

nader Wiese und führt in weitem Bogen erst nach Westen, dann nach Osten und schließlich nach Norden. Gleich unter dem nördlichen Rand der Karte zweigt ein weiterer Weg nach Osten ab.

Die ebenfalls o.a. Wassergräben (blau) wurden möglicherweise nicht gleichzeitig eingezeichnet. Der breitere, halb so breit wie die Hauptstraße, beginnt zwischen dem zweiten und dritten Haus westlich der Straße „von Siegburg nach Overath“, kreuzt diese in südöstlicher Richtung und trifft nach gut 100 Metern auf den anderen Wassergraben, der etwa 100 Meter östlich der Kirche von der Hauptstraße zuerst nach Süden und dann nach Südwesten in die Flur 17 fließt.

Schließlich ist in rot eingetragen, was vermutlich die erste Frischwasserversorgungsleitung Overaths war. Von zwei Quellen oder Brunnen ausgehend, einer im Nordosten des Friedhofs auf dem Ferrenberg, der andere gleich unterhalb des Hauses Nummer 1a, reichen die Leitungen bis zum Ende der Bebauung „an der Brücke“ im Osten bzw. an der Straße „von Siegburg nach Overath“ im Südwesten.

Da Bürgermeister Simon wohl für die meisten Ergänzungen, die die Katasterkarte von 1827 später erfahren hat, verantwortlich ist, soll er, was diese Wasserleitung angeht, hier zu Wort kommen. In seinem Büchlein „Das Aggertal bei Overath“ schreibt er 1901 (S. 88 f.):

„So sahen wir zunächst im Herbste 1897 die Wasserleitung... zu Heiligenhaus... Sodann folgte unter Vorspann der Gemeinde die Wasserleitung in Overath, welche Weihnachten 1900 in Betrieb gesetzt wurde. Das Hochdruck-Reservoir, in der Sohle

42 m über dem Orte, auf dem sog. Ferrenberg belegen, ist aus Stampfbeton in den Fels gebaut von der Firma Dücker & Co. zu Düsseldorf, das Rohrnetz wurde hergestellt durch Civil-Ingenieur Richter, Leiter des Wasserwerks Mülheim – Deutz – Kalk. Das Quellgebiet ist von Graf Schaesberg-Thannheim bereitwilligst zur Verfügung gestellt worden, was wir dankbar anerkennen. Das Bassin fasst 100 000 Ltr. Trotz fleißigstem Wasserverbrauch läuft dasselbe im Sommer noch stets über, und haben wir noch täglich rund 20 000 Ltr. Wasser disponibel. Im Rohrnetz sind acht Feuerhydranten eingebaut. Die Gesamtkosten belaufen sich auf 21.000 Mk., von denen die Provinz 2500 Mk. übernahm... Gegenwärtig haben wir 69 Consumenten.“

Abschließend sollte noch erwähnt werden, dass das Stadtarchiv für alle Overather Gemarkungen die alten Katasterpläne aufbewahrt, auf Anregung unseres Mitglieds Helmut Krause fein auf Leinen aufgezogen. An diesen hat niemand Änderungen vorgenommen. Die hier behandelte Katasterkarte der Flur 1 der „Gemeinde“ Overath wird, nachdem sie restauriert worden ist, diesen anderen Karten als etwas ganz Besonderes hinzugefügt werden, etwas Besonderes insofern, als sie für so lange Zeit für so viele Mitarbeiter der Verwaltung der Informationsspeicher gewesen ist, auf dem sie mit einem Blick sehen konnten, was sie als Grundlage ihrer Arbeit brauchten.

Herrn Beigeordneten Helmut Stupp (Bauamt) und Herrn Othmar Sedlaczek (Stadtarchiv) von der Stadtverwaltung Overath danken wir für ihre Hilfe.

Anne Scherer

Konflikte im Grenzbereich zweier Pfarreien- Die Umpfarrung der Honschaft Vilkerath

Mit Erläuterungen zur beiliegenden Karte des
Landmessers J.W. Höller aus dem Jahre 1787

Die alte Pfarrgemeinde Hohkeppel wies eine Besonderheit auf, die Ende des 18. Jahrhunderts lange Zeit für Auseinandersetzungen sorgte. Durch den Ort Hohkeppel, in dessen Mitte die katholische Kirche stand, führte die Straße von Köln nach Drolshagen. Diese „Kölner Landstraße“ trennte die Pfarreien Hohkeppel und Overath. Obwohl die gesamte Honschaft Vilkerath näher zur Hohkeppeler Kirche lag, gehörte sie zur Pfarre Overath.

Das bedeutete, dass z.B. die Bewohner der gegenüber der Hohkeppeler Kirche liegenden Häuser „Weissen Pferdchen“ und „Lehmshof“ den Gottesdienst in ihrer Pfarrkirche Overath feiern und weite Wege in Kauf nehmen mussten. Auch Taufen, Hochzeiten und Beerdigungen sollten dort vollzogen werden, und Sterbenskranke warteten auf den Overather Pfarrer sehr lange – manchmal vergebens. Es ist verständlich, wenn unter diesen Umständen manche Bewohner der Honschaft Vilkerath den Wunsch hatten, nach Hohkeppel „umgepfarrt“ zu werden. Einige Vilkerather Familien wandten sich in einem Schreiben im September 1783 an Kurfürst Johann Theodor und erhofften von ihm Verständnis für ihr Anliegen, von der Pfarre Overath „abgesondert“ und der Pfarre Hohkeppel „einverleibt“ zu werden.

Gründe für die Umpfarrung

Für ihre Bitte brachten sie verschiedene Beweggründe vor. An erster Stelle führten die Vilkerather die weiten und gefährlichen Wege an. *Wir wohnen theils anderthalb theils zwei stunden weit von unserer overather pfarr entlegen und haben einen sehr beschwerlichen weeg besonders bei winterzeit nach unserer pfarrkirchen zu passiren, auch wenn der acher strom aufgeschwollen ist, als über welchen, und neben demselben wir hin und hergehen müssen. Wir können unsere kinder ohne augenscheinliche gefahr eines sicheren unglücks nicht nach der overather schule oder zur kristenlehre nach der kirchen schicken. Auch alten und schwachen leuthen seye es nicht möglich, in unserer pfarrkirche an sonn- und feirtagen ihren Religionsübungen abzuwarten.*

Die Leute machten sich auch Sorgen um das Wohl ihrer Bediensteten und Angehörigen. *Es falle uns schwer, unsre dienstbotten nach unserer pfarrkirche an sonn- und feirtagen gehen zu lassen, weil es allemahl schier bis an den späten nachmittag andaure, bevor dieselbe wieder nach hause kommen, wodurch dann unser vieh allemahl großen mangel leiden muß. Äußerst beschwerlich seye es, bei tiefem schnee und aufgeschwollenem gewäßer und gar wohl oft zur*

nachtszeit unseren ordentlichen seelsorgeren zu unvermittelt erkrankten und in gefährlichen umständen sich befindenden kindbetterinnen in einer solchen entfernung herbei zu berufen.

Wegen der Entfernung hatten ohnehin einige Vilkerather Familien an Sonn- und Feiertagen dem Gottesdienst in der Hohkeppeler Kirche zeitweise beigewohnt, ihre Kinder dorthin zur Schule und Christenlehre geschickt und ihre Toten dort auf dem Kirchhof beerdigt.¹⁾ Dabei fühlten sie sich aber immer als Außenseiter. *Wir fremdlinge haben in Hochkeppel immer zu befürchten, von dem dasigen pfarrherr (gemeint ist Johann Peter Walbroel, der seit 1768 Pastor in Hohkeppel war) wegen mittheilung deren heiligen sakramenten zu unserem ordentlichen seelsorgeren ab und hinverwießen zu werden, wie auch unsere kranken und kindern als fremdlinge denen Hochkeppeler pfahrgeñoßenen in ihrer besorgung und unterweißung allemahl nachstehen, weil einem seelsorgeren unbedenklich das wohl seiner eigenen pfahrgeñoßenen immer näher am herzen liege, als eben denen fremdlingen.*

Bei den vielen Aufgaben in der weit verzweigten Pfarrei befürchteten die Vilkerather eine Vernachlässigung der seelsorgerischen Betreuung durch ihren Pfarrer. *Die overather pfahr ist groß und weitwendig und enthalte mehr dann 2000 kommunikanten, worin doch nur der pfahrherr der einzige zur administrirung deren heiligen sakramenten approbirter geistlicher ist, welcher ohnmöglich allen kranken den geistlichen trost zusprechen oder behörig versorgen kann. Dahingegen ist die hochkeppeler pfahr sehr klein, und wird durch zween approbirte geistliche (Pastor Walbroel und der seit 1782 tätige Vikar Max Heinrich Vogel) besorget. Darum ist es auch für*

uns nützlich und bequäm, dieser pfahr einverleibt zu werden, weil einige von uns nur 10 bis 12 schritte, einige 5 bis 6 minuten, etliche eine viertel stunde, die weitesten aber nur eine halbe stunde weit von der hochkeppeler pfahrkirche entfernet wohnen und kein gewässer dazwische liege.

Sie glaubten, dass der seit 1748 in Overath tätige Pastor Kissel froh sein müsste, um eine Last erleichtert zu sein, obwohl ihm durch den Verlust einiger Katholiken finanzielle Einbußen entstünden. *Der overather pfahrherr kann sich unserem gesuch umso weniger widersetzen, als weniger ihm dadurch ein abgang seiner Emolumenten (Nebeneinkünfte) zugezogen wird, dann obschon demselben etwa 250 kommunikanten entgingen, so wird derselbe dadurch zugleich einer großen beschwernuß erleichtert, wofür doch auch weiter nichts als die gewöhnliche jura stola (Stolgebühren) abgehen.*

Im Hohkeppeler Gotteshaus waren die Vilkerather keine gern gesehenen Gäste. Weil sie sich nicht an den Unterhaltungskosten der Kirche beteiligten, mußte sich Pastor Walbroel von seinen Pfarrkindern *verdrießliche klagen* anhören. Deshalb erschien den „Fremden“ die Einverleibung als die beste Lösung.

Gegenargumente

Um sich ein objektives Urteil bilden zu können, beauftragte die Regierung den Landdechanten der Christianität Siegburg, G. Strunck, alle Aspekte einer möglichen Einverleibung zu untersuchen und ihm darüber zu berichten. Strunck stellte in seinem Schreiben vom Dezember 1783 fest, *daß die overather und vilckerather Eingewesenen über die befragte einverleibung noch zur zeit nicht einig wer-*

den können. Er fügte seinem Bericht noch weitere Schreiben bei, unter anderem das des Overather Pastors vom November 1783. Dieser versuchte, die Argumente der Vilkerather zu entkräften. Über ihr Gesuch, in eine andere Pfarre einverleibt zu werden, zeigte er sich verwundert, denn diese *Einverleibung ist glaublich die einzige, welche zeit hunderten Jahren zum vorschein gekommen.* Dieser Wunsch stammte seiner Meinung nach nur von wenigen Einwohnern der Honschaft Vilkerath, *dann ich glaube nicht, daß der Vorstand oder die Bestbeerbte, oder auch der gröste haufen in die absonderung eingewilliget haben, oder künftig einwilligen werden. Scheffen und Geschwohrene wollen bey ihrer alter pfahr overath verbleiben.*

Pastor Kissel räumte ein, dass die Pfarre Overath - wie viele andere im Bergischen - weit verzweigt sei und dadurch einige Nachteile für die Bewohner mit sich bringe. Die Entfernung zur Hohkeppeler bzw. Overather Kirche sah er allerdings anders als die Vilkerather: *Zwey häußer aus jetz gemelter Honnschaft Vilckeroth liegen fast an dem Dorf Hohekeppel. Drey häußere und höfe seyend davon eine viertel stunde, die übrige alle aber seyend theils zwey - theils drey viertel stunde entlegen. Und wie kan es anderst seyn, da das kirchdorf overoth von dem Dorf Hohkeppel nur eine stunde entfermt ist.* Er stellte richtig, dass die Vilkerather keinen Fluss zu passieren hätten und mit trockenen Füßen, wenn sonst kein regnerisches Wetter ist, in die Overather Kirche kommen könnten. Für den schlechten Zustand der Wege und Straßen machte er die Leute selbst verantwortlich, da sie an deren *reparation* saumselig erscheinen.

Kissel korrigierte auch die Zahl der „Kommunikanten“ (die zum Empfang der Kommunion Berechtigten), die nicht 2000, sondern nur 1800 betrage. Er empfahl, der Hohkeppeler Pastor könne doch von der angrenzenden weitverzweigten Lindlarer Pfarre, die 3000 Kommunikanten zähle, einen Distrikt in die Hohkeppeler Pfarre einbeziehen, zumal beide in der Christianität Deutz gelegen seien, während Overath zu Siegburg gehöre. Durch die mögliche Umpfarung befürchtete er empfindliche Einbußen in seinen Einkünften, zumal ihm *dadurch einige engste und beste pfahrgeñoßen entzogen und schlecht bemittelste aber belassen werden.*

Gegen den Vorwurf, die Kranken und Sterbenden nicht rechtzeitig zu erreichen, wehrte er sich. *Dreißig fünf jahren bin ich schon zu overoth, und dan noch werde ich nicht überführt werden können, daß ein einziger kranker durch mein verschulden, ohne die denen sterbenden nothwendige Sacramenten in die Ewigkeit were abgeschicket worden. Ist der Pastor eben am Altar, oder ist derselbe aufm weege nach dem kranken begriffen, unmittels stirbt der krancke, was kann der Pastor dafür.*

Der Overather Pfarrer bedauerte es selbst, keine Unterstützung durch einen Kaplan oder Vikar zu haben. *Um aber an der seelsorge meines orths nicht das mindeste zu verabsäumen, beköstige ich den ganzen winter und frühling hindurch einen approbirten ordensgeistlichen und habe für die beköstigung und belohnung den beutel allein ziehen müßen, obwohl er selbst nicht einmal mit der einem Pastor gebührenden „Competenz“ (Auskommen) versehen sei.*

Dass die Vilkerather, die zeitweise die Kirche in Hohkeppel besuchten und

ihre Kinder dort zur Schule schickten, sich wie Fremde behandelt und in allem benachteiligt fühlten, konnte Kissel nicht verstehen. Auch er hätte viele fremde Gläubige in seiner Kirche, und der da behaupten wolle, daß durch die fremde Zuhörer die eingepfarrte zurückgesetzt werden, verdient ausgelacht zu werden. Wahr ist es, daß in meiner Pfarre die von dem Kirchort entfernte kleine Kinder bei Wintertime weder in der Kirche bei der Christlichen Lehre sonntags nachmittags, noch in der Kirchscheule²⁾ sich einfinden können. Kissel, der selbst nicht glücklich über diese Situation war, schlug vor, die Eltern sollten ihrer Gewissensverpflichtung nachkommen und die zarte Jugend selbst im Winter in den Anfangsgründen des Christentums unterrichten. Die erwachsenen Kinder sollten jedoch in die Christenlehre geschickt

werden, möglichst in Begleitung der Eltern, weil auch diese solcher Instruction mannigfaltig bedürfen.

Was die Schule anging, mußte er einräumen, daß die Kinder seiner „Pfarrgenossen“ nicht die zuständige „Kirchspielsschule“ besuchen konnten. Der Raum ist einmal zu eng, und zum andern brägen die entlegensten den Wintertag mit zu- und abgehen zu. Die Kirchspielsschule ist nicht fundiert, die weith abgelegenen send auch nicht gezwungen, sothan schull zu frequentieren. Wollen sie ihre Kinder im Lesen und Schreiben unterrichtet haben, so ist ihnen unbenommen, sich approbierte Schullehrer anzuschaffen, oder, wenn einer in der Nähe ist, sollte selbiger sich auch in einer anderen Pfarre aufhalten, selbigem ihre Kinder zuzuschicken. Vorhin ist es also in der Pfarre Overath practiziert worden, warum dan an jetzo nicht.



Links die alte Fuhrmannsherberge „Weissen Pferdchen“ und im Hintergrund der „Lehmshof“. Rechts das 1780 erbaute Vikarie- und Schulhaus, in dem auch Kinder aus der Pfarre Overath unterrichtet wurden (Zeichnung A. Siebenmorgen, Immekeppel, 1958)

Er schloss seinen Bericht mit der Bitte, den Supplicanten die nachgesuchte Absonderung und Einverleibung abzuschlagen. Scheffen, Vorsteher und Bestbeerbte des Kirchspiels Overath stellten sich hinter ihren Pastor, ebenso Küster Johann Roland Hoeck, der ohnehin nur eine geringe Jura stola hatte. Durch die Einverleibung würden seine Renten zurückgehen auf 52 haaber garben, 4 Korn garben, 6 brod, 50 groschen.

Erläuterung der Karte von 1787

Um zu veranschaulichen, wie viel günstiger die Wege zur Hohkeppeler Kirche waren, erstellte der in Dahl/Olpe tätige Landmesser Johann Wilhelm Höller im Auftrag der Umpfarrungswilligen am 22.10.1787 „Abriß und Explication“ - eine Zeichnung mit den zum Verständnis erforderlichen Erläuterungen. Der Plan ist diesem Heft beigelegt; auf dessen Rückseite befindet sich die Transkription des Textes. Es ist hilfreich, wenn Sie jetzt die Karte zur Hand nehmen.

Der Zeichner hat zwar die ganze Pfarre Overath vor das Auge gestellt, sie aber aus Zeit- und Kostengründen nicht mit allen Einzelheiten, sondern nach dem Augenschein richtig dargestellt, wobei er auf die Honschaft Vilkerath mehr achtgegeben und richtiger aufgezeichnet, weil es hierum nur allein zu tun war. Der Betrachter der Karte muß diesen Umstand bedenken und darf keine Maßstabstreue und exakte Genauigkeit erwarten. Zur besseren Vorstellung der zeitlichen Entfernung trug Höller rechts unten einen Maßstab von einer Stunde ein - eingeteilt in Viertel Stunden.

Die im Norden mit den Buchstaben A in den Winkeln blau gekennzeichnete Fläche soll den an Overath grenzenden Bereich der Pfarre Hohkeppel

darstellen mit der Pfarrkirche B, den Häusern des Dorfes sowie die zum Pfarrbezirk gehörenden Höfe: Herrenhöhe, Hufe (huf), Böke (böcken) und ein kleiner Teil von Leffelsend.

Der mit den Buchstaben C in den Winkeln gekennzeichnete gelb gefärbte große Bereich stellt die Pfarre Overath dar mit der an die Pfarre Hohkeppel grenzenden Honschaft Vilkerath in rötlicher Einfärbung. Die dazu gehörenden Höfe/Orte (rote Häuser mit blauen Dächern) sind von Norden nach Süden: Kleuelshöhe, Weissen Pferdchen (pferdgen), Lehmshof (leimshof), Bengelshöhe, Meegen (Meygen), Oberheide, Oberhasbach (hasbach), Rott (Rooth), Unterheide, Krombach (Crombach), Unterhasbach (hasbach), Aggerhof (acherhof), Untervilkerath, Steinhaus, Obervilkerath, Unterstaat (staad).

Es erschien dem Landmesser auch wichtig, die an die Pfarre Overath angrenzenden Pfarren zu dokumentieren, von Norden im Uhrzeigersinn:

- Pfarre Immekeppel (Immer keppel katholische pfahr)
- Pfarre Hohkeppel (katholische hohkeppeler pfahr)
- Pfarre Lindlar (lindlarer katholische pfahr)
- *Pfarre Engelskirchen (Engelskichen katholische pfahr)
- Pfarre Much (katholische Mücher pfahr)
- Katholische Kirche Neuonrath (Neu Honrath katholische pfahr kirche)
- Evangelische Pfarre Althonrath (alt honrath Protestantische pfahr)

Zur besseren räumlichen Orientierung trug Höller auf dem Plan weitere Ortschaften, Rittersitze und Mühlen ein.

Man erkennt von Norden nach Süden: Altenbrück (bei Untereschbach), Hufenstuhl (hüfferstuhl), Klef (kleif), den Rittersitz Bernsau und die dazu gehörende Mahlmühle (Großbernsauer Mühle), die Aggermühle (mahlmühl) am Aggersteg, das Dorf Overath, die Häuser „Vor der brücken“, Miebach (Meibach), die Orte Marialinden und Schalken. Die in der Pfarre Overath verstreut liegenden Häuser und Gehöfte deutete der Zeichner als einzeln stehende blaue Gebäude mit rotem Dach an.

Besondere Bedeutung maß er den **Kirchen und Kapellen** bei. Jedoch ist bei deren zeichnerischer Wiedergabe zu berücksichtigen, dass nicht alle Details stimmen. Die auf der Karte dargestellte **Overather Kirche D** wurde um 1100 in den romanischen Formen des hohen Mittelalters erbaut. Sie bestand aus Grauwacke, besaß ein Langhaus mit einem erhöhten Mittelschiff und zwei niedrigeren Seitenschiffen, im Obergaden zehn und in den Seitenschiffen acht Rundbogenfenster sowie drei größere Chorfenster in der Apsis des Chorhauses. Die Kirche hatte zwei Chortürmchen und einen über sechzig Meter hohen Westturm mit schlanker achtseitiger Spitze. Im 14. Jahrhundert baute man an der Südseite des Chorhauses eine Sakristei in gotischen Formen an. Das Hauptportal befand sich im Westen, ein Portal an der Südseite der Kirche und eins an der Nordseite, wo im 18. Jahrhundert eine Vorhalle vorgesetzt wurde.³⁾ So musste sich die Overather Kirche dem Blick des Zeichners Höller präsentiert haben. Die Erweiterung der Kirche erfolgte 1953/54.

Zur **Propstei Cyriax** verweise ich auf einen Bericht des Herrn Helmut Krause in diesem Heft.

Der Ort **Heiligenhaus** hat seinen Namen von einem **Heiligenhäuschen**,

das auf der Höhe des Bergrückens an der Kreuzung der alten Verbindungswege Brüderstraße und Siegburger Straße gestanden haben soll. In der letzten Pestzeit 1665/69 errichtete man hier eine strohgedeckte **Kapelle** aus Fachwerk zu Ehren des Pestheiligen Rochus. An vielen Stellen entstanden im 17. Jahrhundert solche „Pestkapellen“, z.B. in Loope, Schmitzhöhe, Kemmerich, Sand. Die Pest forderte auch in unserer Gegend unzählige Menschenopfer. Die Überlebenden erflehten Hilfe vom hl. Rochus, der - wie die Legende erzählt - selbst bei der Pflege der Erkrankten von der Pest befallen und auf wunderbare Weise geheilt wurde. Im Jahr 1840 musste die Heiligenhauser Kapelle, die Höller als rechteckigen Bau mit einem Türmchen darstellte, wegen Baufälligkeit abgerissen werden. Die heute noch bestehende Bruchsteinkapelle entstand nördlich der alten auf einem von Wirt Wilhelm Schönenborn geschenkten Baugrundstück. Höller platzierte die Pestkapelle in den Nord-West-Winkel der alten Wegekreuzung. Hier unterlief ihm wohl ein Fehler, da nach anderen Quellen die Pestkapelle im Süd-West-Winkel der Kreuzung gelegen hat.

An der alten Strecke Köln - Siegen (Brüderstraße) stand in **Marialinden** im Mittelalter ein **Heiligenhäuschen**, das wegen seines Gnadenbildes (Terakotta-Pietà um 1400) die Wallfahrer anzog. Um 1500 war der Bau einer größerer Kapelle erforderlich, in die das Heiligenhäuschen integriert wurde. Ein neues Vesperbild aus Lindenholz ermöglichte den Menschen weiterhin die Verehrung der Gottesmutter. Mit der Errichtung einer Vikarie 1789 und der Erhebung zur Pfarrkirche 1857 diente das ehemalige Heiligenhäuschen nun nicht mehr als privater Andachtsraum, sondern erfuhr

eine Umnutzung zur Sakristei. Wie alle Wallfahrtskirchen hatte der Bau keinen Turm, sondern einen Dachreiter.⁴⁾ Auf Höllers Zeichnung von 1787 erkennt man einen rechteckigen Bau, an dem jedoch der östliche Chorbereich fehlt.

Im oberen Teil des Plans ist die **Hohkeppeler Kirche B** dargestellt (siehe auch vergrößerter Ausschnitt auf der Titelseite dieses Heftes). Urkundlich ist die „kaldenkapelle“ 958 als Schenkung an das Kölner Stift St. Severin durch die Brüder Walfried und Humfried erwähnt. Aus Beschreibungen und Vergleichszeichnungen des 18. Jh. ergibt sich ein ziemlich realistisches Erscheinungsbild der Hohkeppeler Kirche. Aus Bruchsteinen erbaut, stellt sie die aus dem 12. Jh. stammende mittelalterliche Pfeilerbasilika mit eingezogener Halbkreisapsis und ihren 38 Meter hohen Turm dar. Innen ruhte auf sechs viereckigen Pfeilern ein Bruchsteingewölbe, das den Innenraum in drei Gänge - einen höheren Mittelgang und zwei niedrigere Seitengänge - einteilte. Sechs kleine Fenster im Langhaus - nicht im Chor - ließen nur wenig Licht in das Gotteshaus. Neben dem Haupteingang im Turm gab es noch an der nördlichen und südlichen Seitenwand je einen Nebeneingang, wie auf Höllers Zeichnung gut zu erkennen ist. An einer Seite des Turms befand sich das Beinhaus. Eine Sakristei schloss sich südlich des Chores an.

In der Süd-West-Ecke der Karte befindet sich die katholische Kirche von **Neuhonrath**, die im Vergleich zu den anderen Gotteshäusern noch recht jung ist. Aufgrund der Auswirkungen der Reformation wurden die Kirchspiele Honrath (um 1614) und Wahlscheid (um 1645) überwiegend evangelisch; nur ein begrenzter Kreis der

Einwohner hielt am katholischen Glauben fest. Hervorgegangen aus dieser kleinen Missionsgemeinde Honrath-Wahlscheid entstand erst 1738 unter dem Namen „Neuhonrath“ eine eigene katholische Pfarrei mit Kirche. Obwohl bereits 1732 die Grundsteinlegung zum neuen Gotteshaus erfolgte, verzögerte sich die Fertigstellung wegen finanzieller Probleme. Die feierliche Einweihung der Kirche mit dem Titel „St. Mariä Himmelfahrt“ fand am 21.9.1738 statt. Die aus Bruchsteinen gemauerte Kirche hatte einen dreiseitigen Chorabschluss und an den beiden Langseiten je 5 Fenster. Das Dach trug ein Glockentürmchen als Dachreiter mit Zwiebelhaube - bei Höller fälschlicherweise stattdessen einen Turm. An der nordwestlichen Giebelseite war das Eingangsportal mit der Jahreszahl 1732 und einer Inschrift. 1865 baute man am südöstlichen Chor eine kleine Sakristei an, wobei ein Durchgang durch die hintere Chorwand gebrochen werden musste. Eine umfangreiche Restaurierung der Kirche fand 1969 statt.⁵⁾

Gewässer, Brücken und Stege ergänzen die Ortsansichten auf der alten Karte. Aus Richtung Engelskirchen an Schloß Ehreshoven vorbeifließend, durchzieht die **Agger E** (der so genannte acher fluß) als blaues Band das Overather Gebiet. Im Süden fließt ihr die Naafbach (die so genannte naaf baach) zu und bildet dort die Grenze. Nahe dem Dorf Overath befand sich über der Agger eine hölzerne **Fahrbrücke F**, über welche die alte Brüderstraße nach Marialinden führte. Seit deren Bestehen wird es hier auch eine Brücke gegeben haben. Im 15. Jh. ist diese Aggerbrücke erwähnt, denn 1449 verkauften *Bernart vame Steynhuyse ind Yrmgart syne elige Huysfrauen dem Hennrich van keppel ind kathrynne synre elig Huysfrauen*

ihren erblichen Anteil am Steinhof in Overath mit allem Zubehör und Fischereirechten in der Agger von der Brücke bis an den Eicherbach. Beim Aggerhochwasser 1682 und 1744 entstanden an der Brücke große Schäden. Als Höller diesen Plan 1787 anfertigte, hatte die Verwaltung des Kirchspiels drei Jahre vorher einen Vertrag mit Gerhard Wermelskirchen abgeschlossen, der diesen verpflichtete, eine neue Holzbrücke zu bauen und zu unterhalten. Dafür durfte er ein Brückengeld erheben. Schon 1805 mußte die Brücke erneuert werden.⁶⁾ Im Verlauf der „Alten Mucher Straße“ befand sich diese Brücke flussabwärts etwa 200 Meter entfernt von der heutigen Brücke.

Bei Vilkerath nahe Bernsau führte ein **Steg** (acher steeg) über die Agger und stellte eine Verbindung zur **Aggermühle** her. Der Rittersitz „zor Moelen“ ist bereits für das 14. Jh. belegt. Als Fruchtmühle gehörte sie 1782 zu Großbernau; Pächter war zu dieser Zeit Klemens Linder. Über den Aggersteg brachten die Bauern mit ihren Pferdekarren die Säcke mit Getreide zum Mahlen in die Fruchtmühle. Nach dem Verkauf des Geländes an die Firma Dienes und dem Wegzug der letzten Eigentümer, Familie Gronenborn, nach Hohkeppel um 1930 erfolgten der Abriß der Mühle und des Stegs.

Eine weitere Holzbrücke über die Agger befand sich bei **Schloß Ehreshoven H** und wird vom Landmesser als **Hochgräflische Fahrbrücke G** bezeichnet. Aus Kostenvoranschlägen und Entwürfen geht hervor, daß 1774 ein neuer Brückenbau aus Eichenholz geplant war.⁷⁾ Es ist anzunehmen, daß die Grafen von Nesselrode finanziell für „ihre“ Brücke verantwortlich waren, da sie das Schloss mit den Wegen nach Nah und Fern verband.

Bei genauem Hinsehen erkennt man im Brückengeländer schmückende Elemente im Gegensatz zum einfachen Geländer der Overather Aggerbrücke. Hervorgegangen aus einer romanischen Wasserburg präsentiert sich der Bau auf der Karte als ein aus dem Ende des 17. Jh. stammendes barockes Schloss mit Vorburg und Wassergraben, den Höller als bläuliche Schattierung andeutet. Am Mühlengraben ist die zum Schloß gehörende Mühle (Hammermühle) zu erkennen.

Interessant sind auch die **Straßen und Kirchwege**, die Höller im groben Verlauf in die Karte eintrug. Im Norden trennte die **landstraß von köllen L** die Pfarreien Hohkeppel und Immekeppel von der Pfarre Overath. Hierbei handelte es sich um eine alte Verkehrsverbindung von Drolshagen nach Köln, die auf der Hondius-Karte von 1636 gut nachzuvollziehen ist. Höllers Plan zeigt ein kleines Teilstück daraus, führend durch Hohkeppel über Leffelsend nach Altenbrück, wo sie auf die sog. Brüderstraße stieß. Der 958 urkundlich erwähnte Ort Hohkeppel belegt mit der alten Fuhrmannsherberge „Weissen Pferdchen“ von 1612 und dem bei Hohbusch um 1600 beschriebenen „grindel“ (Grenzel/Schlagbaum) den bevorzugten Streckenverlauf über die Höhen.⁸⁾ Bereits 1487 ist ein „Gerhart“ als Wirt zu Hohkeppel genannt.⁹⁾ Ob es sich bei dem 1492 existierenden Gasthaus „zum Pütze“ - vielleicht mit dem Wirt namens Gerhart - um einen Vorgängerbau des „Weissen Pferdchen“ handelt, ist durchaus möglich. Jedenfalls bewirtete hier zu jener Zeit der Kanzler Dietrich Lüninck von Georghausen Gäste in seinem Wirtshaus.¹⁰⁾

Bei Leffelsend zweigte von der Kölner Landstraße die **Siegburger straß** ab.

Sie kam von Wipperfürth über Lindlar, Waldbruch und Vellingen nach Hohkeppel, wo sie ein Stück gemeinsam mit der Kölner Landstraße verlief und bei Leffelsend nach Heiligenhaus führte. Dort kreuzte sie die Brüderstraße und ging weiter über Scheiderhöhe und Lohmar nach Siegburg. Die Straße ist in neuerer Zeit auch unter dem Namen „Polzeiweg“ bekannt. Bereits 1183 vermerkte das „Siegburger Mirakelbuch“ diese Wegestrecke, die die Pilger über Wipperfürth nach Siegburg zum Grab des Erzbischofs Anno II nahmen.¹¹⁾

Als „landt straß von köllen nach der drabenderhöhe“ bezeichnet Höller den Teilabschnitt der **Brüderstraße**, der auf seiner Karte ab Altenbrück (bei Untereschbach/Steinenbrück) ihren Verlauf nimmt über Heiligenhaus, durch das Dorf Overath und über die Aggerbrücke F nach Marialinden und Drabenderhöhe. Diese wichtige Verkehrsverbindung Köln - Siegen wird zwar erst 1386 im „Weistum von Deutz“ als „Brucger straißen“ erwähnt, ist aber wesentlich älter. „Aufgrund von archäologischen Indizien und früher Ortsnamennennung können wir sie aber schon für die Zeit des 12. / 13. Jahrhunderts nachweisen.“¹²⁾ Hierzu siehe auch den Beitrag von Anne Horn in diesem Heft.

Zu den Nebenwegen gehörte der von der Brüderstraße an der Aggerbrücke F abzweigende **weeg von overath nach Ereshoven i**, den die Vilkerather als Hauptkirchweg entlang der Agger nahmen. Je nach Lage der Höfe mussten 1,5 bis 2 Stunden für die Strecke einkalkuliert werden. Der Weg führte manchmal dicht an der noch unbefestigten Agger vorbei und war nach starken Regenfällen und nach der Schneeschmelze durch Überschwemmungen oft unpassierbar. Zusätzliche Gefährdung bestand für

die Fußgänger durch die in der Nähe von Klef und der Aggerbrücke vorhandenen steilen **Felsvorsprünge K** (precipizen), über die der Weg führte, und die besonders für die Kinder wegen der unterhalb darunter fließenden Agger eine Lebensgefahr bedeutete. Erst 1823 begann der Bau der „Preußischen Staatsstraße“ von Köln-Deutz nach Olpe; 1830 wurde sie bis Engelskirchen freigegeben, 1836 bis Olpe (B 55).

Wie aus der Karte zu ersehen, führten aus der Honschaft Vilkerath viele **Kirch- und Leichwege** Richtung Hohkeppel oder zum Hauptkirchweg i nach Overath. Die Verbindung nach Hohkeppel war zwar steiler, dafür aber für die meisten Bewohner kürzer. Probleme gab es im Winter, wenn die Toten auf einem Karren bergauf durch die Hohlwege zur Beerdigung gebracht werden mussten.

Von Bengelshöhe aus führte der „overather kirchweeg“ an Oberheide, Rott und Krombach vorbei und stieß bei Aggerhof auf den oben erwähnten „Zubringer i“. Ausgehend vom Hohkeppeler Lehmshof bestand eine alte Verbindung Richtung Unterheide. Von hier aus verlief der Weg einmal weiter nach Untervilkerath, zum andern zweigte er ab über Krombach, wo er auf den vorerwähnten Overather Kirchweg stieß. An der alten Fuhrmannsherberge „Weissen Pferdchen“ begann ein Kirchweg, der an Oberhasbach vorbei in einem Zweig nach Steinhof und in einem anderen nach Obervilkerath führte. Ein weiterer Weg ging bei Kleuelshöhe steil den Berg hinab nach Unterstaat. Unterhalb von Kleuelshöhe machte der „Hochgräflische kirchweeg“ einen Schlenker über Unterhasbach, um die beschwerliche Ab- bzw. Auffahrt abzumildern. Dieser Weg ist teilweise als tief eingeschnit-



Der alte Kirch- und Leichweg von Hohkeppel über Kleuelshöhe, Staat bzw. Unterhasbach nach Ehreshoven

tener Hohlweg - stellenweise „mehrgleisig“ - im Wald noch gut erkennbar.

Die Bezeichnung „Hochgräflicher kirchweg“ könnte darauf schließen lassen, dass die gräfliche Familie von Nesselrode auf Schloss Ehreshoven auch die Kirche in Hohkeppel gelegentlich aufsuchte, obwohl sie hier keinen Kirchenstuhl besaß, denn sie gehörte zur Pfarre Engelskirchen. Seit 1598 existierte im Schloss eine Schlosskapelle, in der die Adeligen ihrer Sonntagspflicht nachkamen; aber der Gottesdienst musste von einem vom Bischof approbierten Welt- oder Ordensgeistlichen geleitet werden. An besonderen Feiertagen wie Ostern, Pfingsten, Weihnachten u.a. höheren Festtagen musste jedoch die Messe in der Pfarrkirche zu Engelskirchen besucht werden. Kirchliche Handlungen wie Taufen, Trauungen

und Beerdigungen fanden ebenfalls in Engelskirchen statt.¹³⁾

Einverleibung der gesamten Honschaft Vilkerath

Reichsgraf von Nesselrode zu Ehreshoven nahm sich der eingangs beschriebenen Umpfarrungsbestrebungen einiger Vilkerather an und zeigte in einem Bericht an die Regierung vom September 1788 die wesentlichen Punkte auf, die für eine Absonderung von Overath sprechen. Neben der weiten Entfernung verwies er auf die *beschwerneße und gefahren, besonders für alte, schwache und kinder, die uns auf dem weege nach hohekeppel nicht begegnen. Auf dem weege nach overath sind haushohe steile praecipitzen, unter welchen das waßer flieset, wenn kinder hinab fielen, wie kinder von dem auge der Eltern*

entfernt mehrmahlen muthwillig sind, müsten verdrinken, wenn ihnen nicht ein treuer beschützer auf die seite gesetzt worden.

An anderen örtern mus man beim waßer nahe vorbei gehen, welches auch ohne gefahr nicht geschehen kan. Der weeg aus besagter honschaft nach overath gehet in der mitte einerseits des acher flußes, andererseits eines hohen berges bekantlich her, man findet darauf einige huvelen, mühlen graben, weyeren, aus der erde hervor quellende waßerspringen, sumpfige und hohle örter.

Wenn nun der acher fluß, wie es öfters bei regen wetter, bei eisfahrten und schmelzen des schnehes geschieht, aufschwellet und über seine gewöhnliche schranken sich erhöhet, so dehnet er sich an vielen örtern durch hohle weege bis wieder die berge aus, wodurch denn der weeg gänzlich überschwemmet wird, oder er sezet mehrmahlen bei winters zeit hohe eis berge auf den weeg, als dan keiner nach overath gehen, als durch weite umweege über berge und thäler, die einen starken man kaum, dem weiblichen geschlecht, alten, kindern und schwachen zu besteigen ganz unmöglich sind.

Als weiteres wichtiges Argument für die Absonderung von Overath führte von Nesselrode die hohe Anzahl der Kommunikanten von mehr als 2000 in der Pfarre Overath gegenüber 750 in der Pfarre Hohkeppel an, die zudem noch von zwei Geistlichen betreut würden. Viele Vilkerather besaßen seit jeher Grabstätten auf dem Hohkeppeler Kirchhof. Der Berichtende wusste, *der Kirch hof der kleiner pfahr hohekeppel ist schier noch einmahl so gros, als der Kirch hof der groser pfahr overath, und also kan ihnen gar leichtlich ein begräbnis orth ohnentgeltlich hergegeben werden.*

Dass die Kirche zu Hohkeppel zu klein sei, konnte er nicht bestätigen. Sie war im April 1788 durch Werkverständige vermessen und mit 2354 Quadratfuß Platz zum Sitzen, Stehen und Knien als groß genug befunden worden. Wenn man klagen wilt über den kleinen raum der kirche zu hohekeppel, wie viel weniger wird man plaz finden in der kirche zu overath, diese haltet nur 300 fus mehr als die hohekeppeler, hingegen beläuft sich die anzahl der kommunikanten zu overath ohne die vilcrater honschaft wenigstens auf 2000 kommunikanten, also etwa 1200 höher als die anzahl zu hohekeppel. Gegenüber der Regierung befürwortete von Nesselrode die Umpfarung nach Hohkeppel.

Im August 1788 fand eine Einzelbefragung der Vilkerather Bewohner statt, ob sie von der Pfarre Overath abgesondert und der Pfarre Hohkeppel einverleibt werden wollten. Es stellte sich heraus, dass 19 Familien der Vilkerather Honschaft diesen Wunsch hatten, während die übrigen Familien damit nicht einverstanden waren. Die dabei erstellte Namensliste ist sicher für die Familien- und Ortsgeschichte interessant und soll deshalb hier wiedergegeben werden.

Für die Umpfarung waren:

Johann Wild, Inhaber des Kleuelshöher Hofes

A. Gertrud Müller, geb. Radermacher, Niderstath

Cristian Becker und Peter Schröder, obervilkrath

Henrich Hürholz, Johann Tromperz und Wilhelm Höver, steines (Steinhaus)

Gerard Hamm, Leimshof

Erbgenamen Müller, weisen Pferdgen

Ludwig Spiegel, Anton Spiegel und Jacob Hoek, unterheid

Wilhelm Scherer, oberheiden
 Ferdinand Kluck, Niederhasberg
 (Unterhasbach)
 Wittib A. M. Rottländer, geb. Heibach
 und Peter Höller, oberhasberg
 henrich Cremer, Vilkrath
 Theodor Dresbach,
 Johann Breidenassel, Meygen

Mit dem Wunsch zur Umpfarrung wurde die Bitte verbunden, von Kirchenbeiträgen und Stolgebühren an die Pfarre Overath befreit zu werden und diese nur noch an die Pfarre Hohkeppel bezahlen zu müssen.

Bei der Pfarre Overath verbleiben wollten:

Scheffe Krawinkel und Geschworener Heibach,

Peter Wermelskirchen, Peter Müller, Wilhelm Becker, Christian Becker und Peter Müller, obervilkrath

Peter Klein, halbwiner (Pächter)
 aufm Rittersitz Vilkrath

Wilhelm Hollinder,

Johann schmitt und Abel Miebach,
 Agger

Johann Perdter, Henrich Rottländer,
 Henrich Schönenberg, Johann Lucas,
 Johann scheurer und Roland Esch-
 bach, Krumbach

Wilhelm Müller,

Karl Schmitt, Anton Roth, gerard
 schmitt und Adolf Vogel, Roth (Rott)

Jacob und Johan Schwamborn,
 Johann Klein und Johann Meinerzhagen,
 bengelschöh

Abel Büscher

Nachdem diese namentliche Auflistung der Umpfarrungswilligen und -unwilligen erfolgt war, schickte die Regierung im Dezember 1788 ein Ersuchen an das Erzbischöfliche

Generalvikariat in Köln, der Bitte der 19 Vilkerather Familien stattzugeben. Unter Einbeziehung der von Höller erstellten Karte und unter Abwägung der vorgebrachten Gründe erließ das Generalvikariat am 28.2.1789 ein „Incorporations-Decret“, wonach jedoch die gesamte Honnschaft Vilkerath von der Overather Pfarre abzusondern und der Pfarre Hohkeppel zuzuschlagen sei.

Generalvikar von Horn-Goldschmitt begründete seinen Entschluß damit, daß die ganze Honnschaft Vilkrath so weit von der Pfarr Overath entfernt seye, daß der Pastor zu besagtem Overath wegen der Entfernung die Seelsorge sowohl in Betreff der neunzehn Supplikanten als auch übriger Eingeseßenen bes. Honnschaft nicht beobachten könne, und also dabei das Seelen Heil sehr gefährdet seye, die nöthige unterweisung der Jugend auch darunter äußerst leide.

Erste Raumproblemlösungen

Die Umpfarrung der Vilkerather hatte zur Folge, dass beim sonntäglichen Gottesdienst und besonders an hohen Festtagen für die vermehrte Zahl der Gläubigen Platzmangel herrschte, was häufig zu lautstarken Auseinandersetzungen mit den Besitzern der Kirchenbänke führte. Auch bei der für jeden Katholiken vorgeschriebenen Osterbeichte gerieten Alteingesessene und neu Eingepfarrte aneinander. Die Regierung griff daraufhin zu einer rigorosen Maßnahme. Sie verfügte im Oktober 1789 die Aufhebung des Eigentumsrechts an den Kirchenbänken - mit Ausnahme der Bänke der Rittersitze - und eine finanzielle Entschädigung der Eigentümer. Es ist freilich wohl vielfältig aufm Lande so wohl als in Städten, in katholischen, vornehmlich aber in Evangelisch und

Protestantischen Kirchen der gebrauch oder vielmehr mißbrauch eingeführt, daß die Pfarrgenossen ihre eigene Privat und eigenthümlichen Kirchensitze haben. Besonders für die Alten war aber dieser Umstand von großem Nachteil. Derjenige, so eine eigenthümliche kirchenbank hat, pflegt solche mit seinen kindern und hausgenossen so zu besetzen, daß der veraltete und schwächliche pfarrgenosse, welcher keinen sitz in der Kirche hat, sich gefallen lassen muß, an sonn- und feiertagen die ganze Hohemeß und Predigt hindurch zu stehen oder aufm boden zu knien. Wenigstens wird er ohne erlaubnis nicht wagen dürfen, einen fremden kirchensitz einzunehmen, oder er würde dann gefahr laufen, ausgewiesen zu werden.

Die Alteingesessenen verteidigten ihre Rechte. Die Gerechtigkeit unserer Bänke ist so alt wie die 500-jährige Kirche selbst. Sie glaubten jedoch, dass die Vilkerather die Triebfeder seien, warum sie ihres eigenthums an den Kirchenbänken beraubt werden sollten. Wegen der Aufnahme der Vilkerather seien sie ohnehin nicht gehört worden und das ganze werk soll vernehmlich durch unseren Pastoren betrieben worden sein, welcher seinen Privat Nutzen ungezweifelt verabsäumt haben wird. Sie wehrten sich dagegen, dass die neu Eingepfarrten den nutzen ziehen und keine lasten tragen sollten und ärgerten sich über deren unentgeltliche aufnahme in die Gemeinschaft der Hohkeppeler Pfarrkirche. Ein Raumgewinn wäre nur bei Entfernung einiger Bänke möglich, so ihre Befürchtung. Dadurch würde jedoch nur ein geringer Raum gewonnen, sohin die Vilkerather nach wie vor den erforderlichen platz zu ihrem stand nicht finden und nur das vergnügen haben, uns zu trotzen und uns

alle, theils in der Kirch theils vor der Thür stehen zu lassen.

Zur alten „Gerechtigkeit“ der Rittergüter gehörte das Recht auf einen eigenen Kirchenstuhl. Etwa ab 1760 schien es in Hohkeppel üblich zu sein, dass auch andere Gutsbesitzer Kirchenbänke käuflich erwarben. Pastor Walbroel drückte darüber sein Mißfallen aus, daß durch das in dasiger Kirch vor etwa 30 Jahren entstandene Eigentum deren Kirchenbänke viele unordnungen unter dem Gottesdienst entstünden. Deshalb begrüßte er die Aufhebung. Durch öffentliche Verkündigung von der Kanzel wurden die Eigentümer der Bänke gebeten, sich am 3.11.1789 in der Kirche wegen deren Taxierung einzufinden. Es erschienen die Scheffen Wefer und Krawinkel, Kirchmeister Wilhelm Pütz, Peter Eschbach und der vom Kirchenvorstand bevollmächtigte Advokat Kemmerich. Aber aus Protest, ihr Eigentum zu verlieren, haben die erschienenen pfargenossen ihre besitzenden Bänke anzuweisen sich geweigert, um dadurch den gütigsten befehl zu vereiteln, weshalb man sich die eigenthümer oder güter, wozu diese bänke gehörig, vom kirchen offermann (Küster) hat anweisen lassen.

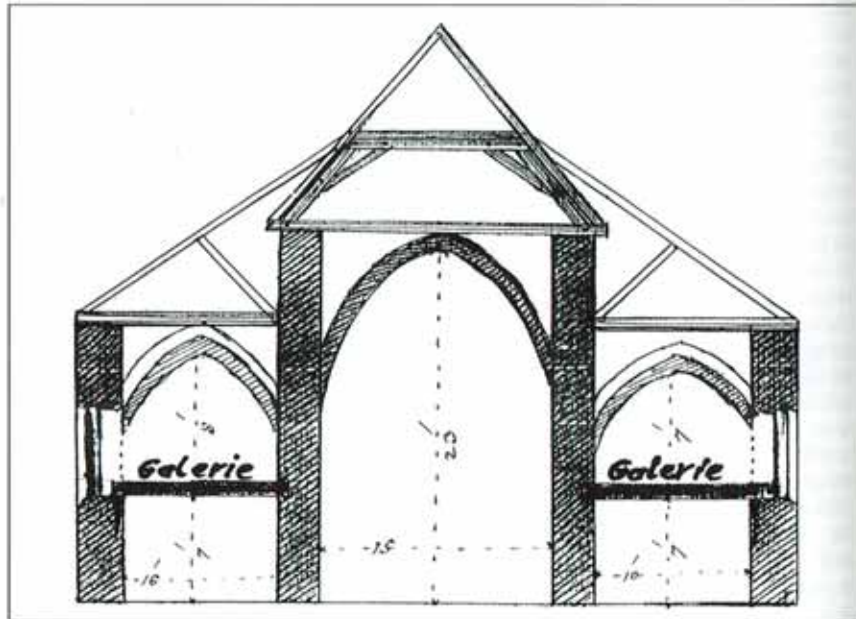
Daraufhin erhielten der Schreiner Roland Kupper und Zimmermann Peter Wilhelm Braun den Auftrag, die Bänke Stück für Stück zu begutachten und in anschlag zu bringen. Die kleine Hohkeppeler Kirche war reichlich bestückt mit Bänken, wobei die meisten offene Seiten hatten. Nur 6 Stühle besaßen abschließbare Türen. Eine Liste der Bankinhaber gibt darüber Auskunft, dass es sich um 53 größere und kleinere Bänke handelte, die sich manchmal auch zwei, selten drei, Besitzer bzw. Höfe „teilten“. Die drei ersten abschließbaren Stühle direkt

vor dem „St. Nicolai Altar“ gehörten zum Rittersitz Georghausen, während zwei abschließbare Stühle vor dem „St. Antonius Altar“ zum freiadeligen Rittersitz Burghof gehörten. Außerdem wird noch ein „Laurentiusbildnis“ erwähnt. Die „Bestbeerbten“, die Eigentümer mehrerer Häuser oder Höfe waren, besaßen auch mehrere Bänke, wie die Witwe Hamm vom Lehmshof oder der Schatzbote Müller, der nebenbei noch ein klein bänkelgen als „Schatzbotenstuhl“ hatte. Während die Stühle vom Burghof mit 20 Reichstaler, die von Georghausen und der verschleißbare Stuhl des Kirchmeisters Wilhelm Pütz zu Klinge-rath vor der Turmtreppe mit 8 Reichstaler 20 Stübern taxiert wurden, veranschlagten Küpper und Braun die meisten Bänke auf 1 bis 2 Reichstaler, manche nur auf 20 oder 30 Stüber.

Aufgrund des verordneten gemeinsamen Gebrauchs der Bänke und durch eine entsprechende Sitzordnung sollten künftige Störungen des Gottesdienstes *bey dem ohnehin rohen bauren haufen* vermieden werden, indem *alte und erwachsene leu-the sich der erhabenen kirchenbänken, und zwar zu einer Seite das männliche und zur andren das weibliche Geschlecht gemeinschaftlich sich bedienen, die kinder aber im Chor vor dem hohen Altar ihren verbleibungs-ort haben sollen.*

Planung einer Galerie

Um noch mehr Raum für die Vilkerather zu gewinnen, kam der Bau einer Galerie ins Gespräch. Im Januar 1790 besichtigte Schultheißenverwalter Court mit dem Schreiner J.W.Bonner die Hohkeppeler Kirche, um die örtlichen



Skizze des Gewölbes der mittelalterlichen Hohkeppeler Kirche, erstellt für die Planung einer Galerie in den Seitengewölben, um zusätzlichen Raum zu gewinnen für die umgepfarrten Vilkerather.

Gegebenheiten zu untersuchen. In Courts Bericht wurden zwei in den Nebengängen zu erbauende Galerien vorgeschlagen. Jede sollte 20 Fuß lang und 10 Fuß breit sein (ca. 6x3 m), zusammen 140 Reichstaler kosten und einen zusätzlichen Raum für etwa 260 Menschen schaffen. Um eine gute Ordnung zu haben, sollte das weibliche Geschlecht auf die eine und das männliche auf die andere Seite platziert werden. Pastor Walbroel zeigte sich befremdet darüber, dass die Besichtigung *ohne zuziehung des ortspfarrers, der die beste kenntschafft der Kirchen und pfarr haben muß*, geschah. In einem Brief an den Kurfürsten nahm er Stellung zu diesen Plänen. Anhand von Skizzen des Kircheninnenraums (Grundriß, Seitenwand mit Fenstern und Tür, hohem Mitteltgewölbe und niedrigeren Seitengewölben) verdeutlichte er die Unzweckmäßigkeit eines Galeriebaus. *Hieraus ist zu erkennen, daß es sich keineswegs fügen kann, in eine so beschaffene Kirch eine gallerie zu setzen.*

Eine Hauptgalerie im großen Mitteltgang hielt Walbroel für wenig sinnvoll, weil diese fensterlose Wand kein Licht hergab. Außerdem sollte dieser Raum für die spätere Erbauung einer Orgel freigehalten werden.¹⁴⁾ Ein weiteres Argument gegen die Galerie sah der Pfarrer auch darin, dass das Gewölbe in den Nebengängen nur 16 Fuß (ca. 5 m) von der Erde entfernt sei. *Der bau der gallerie nimmt von dieser höhe samt dem darunter zu machenden plästerwerk wenigstens 2 Fuß (ca. 60 cm) hinweg, so bliebe vor die, welche unter der gallerie, wie auch vor die, welche oben stünden, nur eine höhe von 7 Fuß (ca. 2,20 m). Und weil die fensteren 7 Fuß von der erde in der seitenmauer stehen, auch kein fenster kann tiefer angebracht werden, so*

bliebe den unter der gallerie stehenden keine luft. Diese örter in der Kirche würden also durch die gallerie einem 20 Fuß langen, 10 Fuß breiten (ca. 6 x 3 m) finsternen kercker vollkommen ähnlich. Oben auf der gallerien wäre zwar ein fenster, weil jedoch die höhe von der gallerie bis zum gewölb in der mitte nur 7 Fuß, und das gewölb nach altem gebrauch in runde, oder in einem bogen gesetzt ist, so bliebe an beiden seiten nicht so viel höhe übrig, daß die kleinste persohn dort stehen könne, man würde sich mit dem kopf an das gewölb stoßen, und zum gelächter belüstigt aus der kirche gehen. Die kirch hat in allem nur an den seitenmauern 6 kleine fensteren, mithin ist sie an sich selbst finster und dunkel. Wann nun 2 fensteren noch zu den unnützen gallerien genommen werden sollen, so würde die kirch mehr verdunklet. Außerdem würden durch diesen Bau den Pfarrkindern unnötige Kosten aufgebürdet und die Galerie die schlechte Kirch gänzlich verderben.

Nach Walbroels Meinung bot die Kirche genügend Platz auch für die neu hinzugekommenen Vilkerather. *Die hiesige Kirch enthaltet außer den pillaren (Pfeilern) und altären mehr dann 2000 Fuß freye platz, welcher man sich zum stehen, sitzen oder knien beim gottesdienst ohngehindert bedienen kann. Bei 2 Fuß Raum pro Person gerechnet, fasse also die Kirche 1000 Menschen, was für 800 „Kommunikanten“ ausreichend sei. Es besuchten zweifellos auch Gläubige aus angrenzenden Pfarreien den Gottesdienst in Hohkeppel, so z.B. aus Immekeppel, weil dort an Sonn- und Feiertagen nur eine Messe gehalten wurde. Dasige pfarrgenossene wollen aber hinfördern eine zweite meß baldigst anstellen, und dann wird wiederum der zulauf allhier gemindert. Einen*

weiteren Rückgang der Messbesucher sah Walbroel im Einsatz eines Vikars im benachbarten Marialinden. Hier zelebrierte ab 1790 der aus Hohkeppel stammende Vikar Johann Roland Müller in der Kapelle an Sonn- und Feiertagen einen Gottesdienst.

Der Hohkeppeler Pastor lehnte auch deshalb die Galerie ab, da er auf diesen Plätzen nicht so gut seine Pfarrkinder zu überwachen vermochte. *Galerien sind jene örter in der Kirche, wo die meisten unanständigkeiten zu geschehen pflegen, weil dort das aug des seelsorgers nicht auf die sitten seiner pfarrgenossen wachen kann.* Er sah den Plan zum Bau einer Galerie an als das Werk von *wenigen unruhigen köpfen, die zu ihrem vorteil unter allerhand vorgebungen* handelten.

Den Alteingesessenen der Pfarrgemeinde Hohkeppel gefiel der Plan. Sie wünschten sich eine Galerie wie in der Kirche zu Solingen, zumal man damit auch die Vilkerather „zur Kasse bitten“ konnte. Ihr Wunsch fand allerdings kein Gehör. Statt der *verderblichen, unnützen und unanständigen Gallerien* favorisierte Pastor Walbroel eine Erweiterung des Kirchengebäudes. Er machte mehrere Vorschläge, wie durch Wegnahme oder Versetzen von Wänden ohne große Kosten je nach Bedarf eine Fläche von etwa 100, 300 oder sogar 480 Quadratfuß Raum gewonnen werden könnte.

Rückpfarrung der Unzufriedenen

Eine Zeitlang schien es so, als ob sich alle mit der neuen Situation abgefunden hätten. Nach einer gewissen Zeit jedoch entstanden Unruhen unter denjenigen, die nicht ihre Einwilligung zur Umpfarrung gaben. Was den Gottesdienst in der Hohkeppeler Kirche anbetraf, fühlten sie sich nun *mehr verschlimmert als verbeßert, indem*

die Hohkeppeler Pfaargenossen in ihrer Kirch gegen uns, als ihre stiefbrüder, den meister spielen. Wir werden aus einer bank in die andere und von einem stand nach dem andern geworfen, unsere weiber mit nadeln gestochen, und überhaupt so unanständig behandelt, daß es nicht möglich, auch ein einziges mal, dem Gottesdienst mit gebührender andacht beizuwohnen.

Auch fürchteten sie, ihre Töten auf dem Overather Kirchhof zu vernachlässigen, *deren gottseliges anderken merklich leiden wird, so bald uns der Kirchen besuch nach overath eingestellt wird, ohne an unsere gräber und grabsteine zu gedenken.* Außerdem leisteten sie seit langer Zeit ihren finanziellen Beitrag zur Reparatur des durch Blitzschlag zerstörten Overather Kirchturms und zur Erneuerung der geschmolzenen Glocken. Sie hatten in Overath wesentlich geringere Stölgebühren zu bezahlen als in Hohkeppel. *Wir müssen dem Pastor, dem Vicario daselbst einem jeden jährlchs ein viertel Neujahr Haaber, und sonstige abgaben und schwere stolgebür präsentieren.*

Weiterhin begründeten sie ihren Unmut damit, dass ihre Güter im Overather „Steuermatricelbuch“ eingetragen seien, und dass sie auf das Steuerwesen bezugnehmende und in der Overather Kirche verkündete Verordnungen nicht erfahren, und so *leicht in kosten und sonstiges ungemach verfallen könnten.* Weil sie für sich nur Nachteile durch die Umpfarrung sahen, baten sie die Regierung, die Einverleibung der 19 Willigen aus der Honschaft Vilkerath beizubehalten, *uns übrige bei unserer alten Kirche zu overath zu belassen.*

Generalvikar von Horn-Goldschmitt blieb jedoch unerbittlich. Seiner Meinung nach war anfangs die ganze

Honschaft über den Wechsel sehr erfreut, und alles ging ordentlich und friedlich zu. Im Geschworenen Johann Heybach sah er einen Schuldigen, der anfang, in der Honschaft unruhen zu erwecken, und mehrere durch allerhand unwahre vorspiegelungen aufzuwiegeln. Er empfahl der Regierung, es bei der Einverleibung der gesamten Honschaft Vilkerath zu belassen und den unruhigen Heybach mit seinem Anhang zur Ruhe zu verweisen.

Die Unzufriedenheit vieler Vilkerather blieb. Anscheinend machten die vielen Eingaben das Generalvikariat in Köln mit der Zeit müde. Obwohl man die Teilung einer Honschaft für *höchst nachtheilig und schädlich* hielt, machte am 18.3.1791 die kirchliche Behör-

de ihr „Incorporations - Decret“ vom 28.2.1789 für einen Teil der Vilkerather Honschaft rückgängig. So wurden diese Bewohner wieder Mitglieder ihrer Mutterpfarre Overath, der sie sich doch inniger verbunden fühlten. Die 19 Familien behielten die Einverleibung in die Hohkeppeler Pfarre bei, weil es ihnen besonders von der nahen Wohnlage her zweckmäßiger erschien. Sowohl der Galeriebau als auch die Erweiterung der Kirche waren damit vorerst überflüssig geworden. Die Probleme der „Vilkerather Pfarrgenossen“ waren damit aber noch nicht beendet. Es sollte noch bis 1868 dauern, bis die Grenzen zwischen der Hohkeppeler und Overather Pfarre vorerst endgültig festgelegt wurden.¹⁵⁾

Quellennachweis und Anmerkungen

Die ohne Fußnote kursiv in diesem Bericht zitierten Stellen sind mehrheitlich der Akte „Jülich-Berg VI Nr. 93“ entnommen; ein kleinerer Teil entstammt der Akte „Jülich-Berg Hofrat B XXVII Nr. 41“, Hauptstaatsarchiv Düsseldorf.

- 1) Anne Scherer, Alt-Hohkeppel, Historisches und Histörchen, 1993, Schulwesen Bd. 1, 1700-1920
- 2) Seit 1733 bestand an der Kirche in Overath das Küsterei- und Schulhaus, die frühere Gaststätte „Zur Kernenat“, zuletzt Altenbegegnungsstätte.
- 3) Franz Poetger, Neunhundert Jahre Overath, Hrsg. Gemeinde Overath, 1964, S. 61, 62
- 4) Jörg Poettgen, Vom Heiligenhaus zum „Dom“, in Achera 4, 1988, S. 36 ff, Hrsg. Berg. Geschichtsverein Overath e.V.
- 5) Bernhard Walterscheid-Müller, 250 Jahre Kath. Pfarrgemeinde St. Mariä Himmelfahrt Neuhonrath 1738-1988, Hrsg. Heimat- und Geschichtsverein Lohmar e.V., 1988
- 6) Franz Becher, Neunhundert Jahre Overath, Hrsg. Gemeinde Overath, 1964, S. 19, 180 ff
- 7) Hauptstaatsarchiv Düsseldorf, Akte Nesselrode Ehreshoven, Depositum Nr. 2159
- 8) Anne Scherer, Alte Karte enthüllt Neues, in Achera 6, 1999, S. 50 ff, Hrsg. Berg. Geschichtsverein Overath e.V.
- 9) Hauptstaatsarchiv Düsseldorf, Jülich-Berg I, Nr. 1381a, Bd. 6, Blatt 122a, Abschrift der „Auftragung der Untersassen des Herzogtums Berg, die Anno 1487 ihrem Herzog Wilhelm II ein Darlehen gaben“
- 10) Anton Jux/Josef Kuhlheim, Heimatbuch der Gemeinde Hohkeppel, Hrsg. Gemeinde Hohkeppel, 1958, S. 68, 69
- 11) Günter Jacobi, Die alte Landstraße, in Freilichtblick Heft 9, 1996, S. 61 ff, Hrsg. Verein der Freunde und Förderer des Bergischen Freilichtmuseums Lindlar
- 12) Michael Gechter, Archäologie der Stadt Overath, in Achera 6, 1999, S. 13, 14, Hrsg. Berg. Geschichtsverein Overath e.V. (siehe ebenda Georg Hirtsiefer „Zu Oberadt Zopp gessen“, S. 64 ff)
- 13) Dr. Peter Opladen/Edmund Schiefeling, Engelskirchen im Aggertal, Verlag Jos. Schiefeling, Engelskirchen 1951, S. 154 ff
- 14) Im Jahre 1802 erhielt die Kirche eine Orgel aus der Werkstatt Georg Arnold, Köln
- 15) Aloys Schwamborn, Hundert Jahre umstrittene Pfarrzugehörigkeit, in Achera 4, 1988, S. 54 ff, Hrsg. Berg. Geschichtsverein Overath e.V.

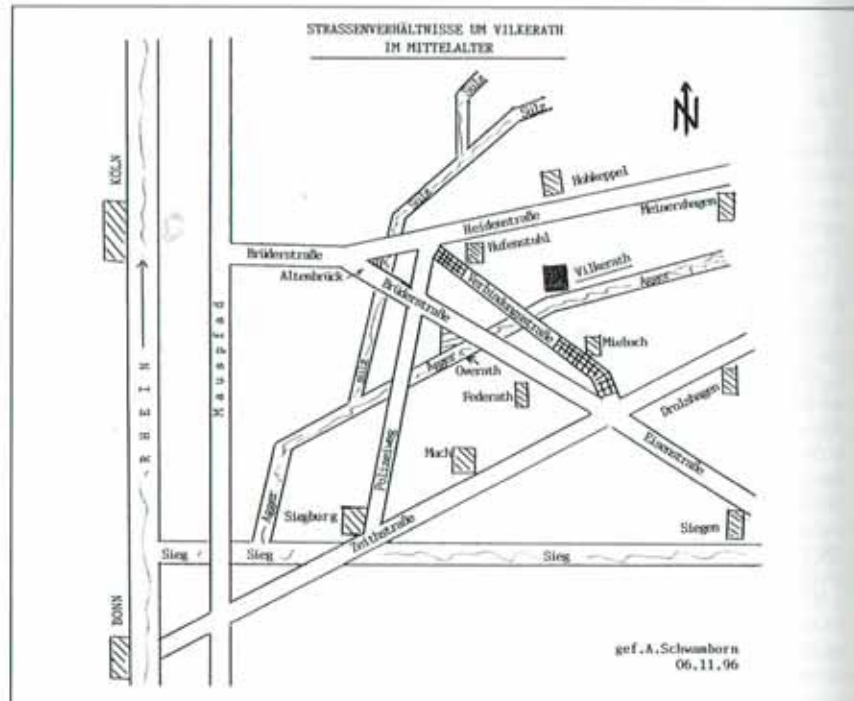
Dank an Herrn Helmut Krause, Overath, für wertvolle Hinweise.

Aloys Schwamborn

Der Gemeindeweg von Vilkerath nach Kreutzweg

Seine Geschichte ist nicht sehr bedeutend. Dennoch scheint sie mir sowohl in planerischer und technischer als auch in finanzieller Hinsicht recht bemerkenswert zu sein. Der Weg beginnt an der damals so genannten Aggertalstraße, der heutigen Bundesstraße 55. Das erste Teilstück wird von der Krombacher Straße gebildet. Dieser Name ist erst nach dem Zweiten Weltkrieg entstanden, als die damaligen Gemeindeväter von Overath ein neues Straßenver-

zeichnis auch für den Vilkerather Bezirk beschlossen. Er bezieht sich auf die Hofschafft Krombach, die als Crumbech schon im 13. Jahrhundert zusammen mit Vilkerode und anderen im Mittelalter entstandenen Ansiedlungen der Region in alten Schriften verzeichnet ist. Die Hofschafft besteht noch und ist größer geworden, doch ihren eigentlichen Namen ließ man in der Ortsbezeichnung Vilkerath untergehen.



gef. A. Schwamborn
06.11.96

Die Krombacher Straße verlängert sich oberhalb Krombach zu einem Weg, der mit etlichen Biegungen und Geraden zum Bergrücken aufsteigt, der das Aggertal vom Tal der Lennefe trennt. Er endet schließlich bei der Hofschafft Kepplerburg in unmittelbarer Nähe einer in der Denkmalliste erfassten, kaum noch wahrnehmbaren prähistorischen Ringwallanlage. Bei Kreutzweg überquerte er die Landstraße 84.

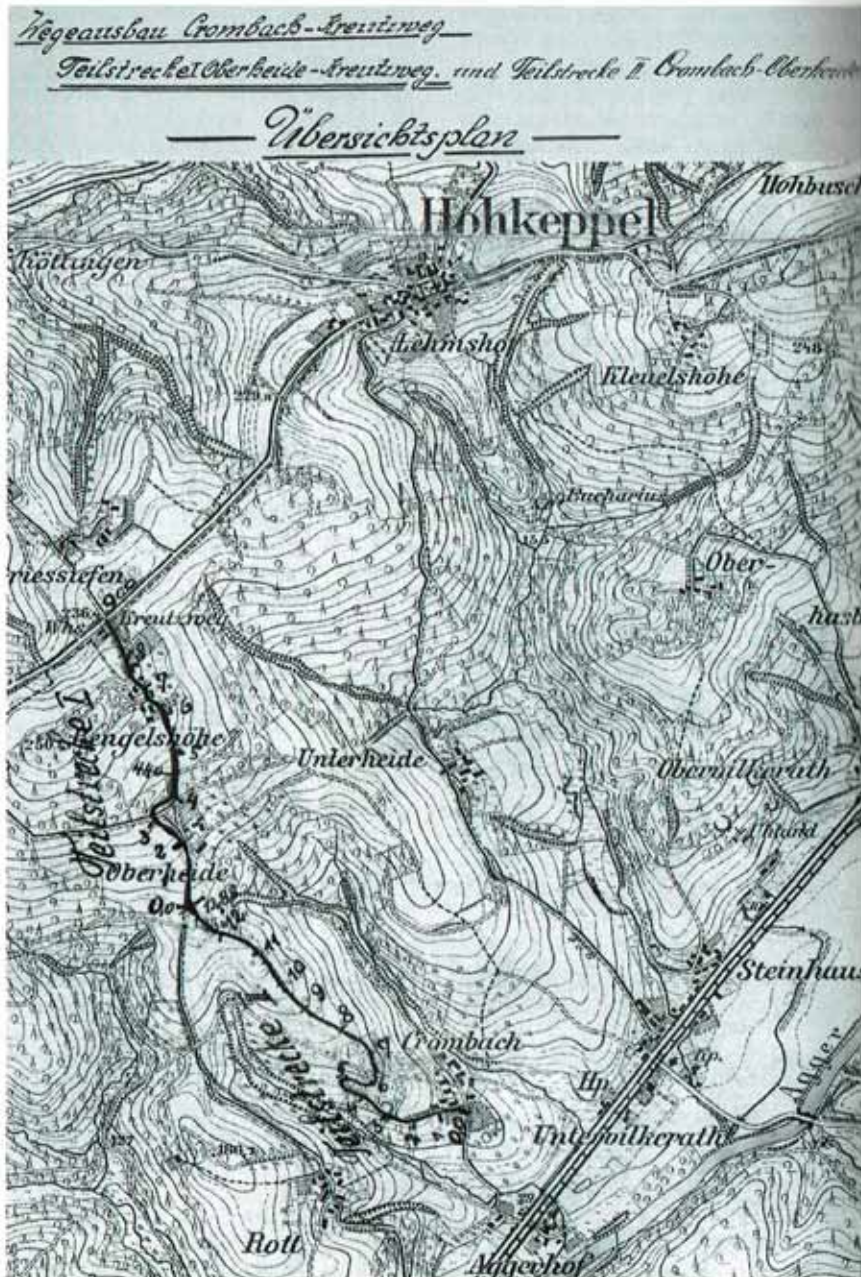


Krombacher Hofkreuz von 1713 (Foto: Verfasser).

Diese Straße ist in Teilstrecken gewissermaßen die Nachfolgerin der bereits im Mittelalter bestehenden sogenannten Heidenstraße¹⁾. Von ihr zweigten im Bereich der ehemaligen Hofschafft Vilkerath mindestens vier zum großen Teil noch erhaltene Wege zum Aggertal ab; je einer bei Hufenstuhl und Kreutzweg (oder Herrenhöhe) und zwei andere bei Hohkeppel (Lehmshof). Von den beiden letzteren führte einer über Unterheide und ein anderer über Staat beziehungsweise Kleuelshöhe (Ho)²⁾ und Hasbach ins Aggertal. Die von Hufenstuhl und Kreutzweg her kommenden trafen am Hofkreuz in Krombach³⁾ zusammen, wobei der Hufenstuhler Weg nach Aggerhof weiterführte. Der Weg von Kreutzweg senkte sich unterhalb Oberheide zum Krombacher Siefen, überquerte bei den Krombacher Höfen den Bach, führte den Berghang entlang (dort, wo heute die Schulanlage steht), vereinigte sich mit dem Unterheider Weg (der heutigen Kreisstraße K 37) und erreichte mit diesem dann das Tal der Agger bei der ehemaligen Vilkerather Wasserburg.

Wünsche und Pläne

Den nachmaligen Krombacher Hofbesitzern war schon lange daran gelegen, einen besseren und bequemeren Weg zu ihren zumeist auf dem Berg liegenden Äckern und zu den in Richtung Hufenstuhl befindlichen Waldungen zu erhalten. Sie wollten andererseits aber auch statt des beschriebenen Hangweges eine bessere Verbindung nach Vilkerath haben. Ihre Bestrebungen wurden von den Anliegern in Oberheide, Bengelshöhe und Kreutzweg nachhaltig unterstützt. So erreichte denn der Overather Bürgermeister auf Betreiben der beiden Krombacher Hofbesitzer im Februar 1913 ein Antrag, der die Anlage bezie-



hungsweise den Ausbau des Weges zum Gegenstand hatte. Der Antrag, von allen erwähnten Anliegern unterschrieben, enthielt die Erklärung, dass man für das Projekt den Grund und Boden in einer Breite von 7 Metern sowie Steine aus dem „Crombacher Bruch“ unentgeltlich zur Verfügung stellen wolle. Nach grundsätzlichem Einverständnisbeschluss des Gemeinderates erteilte das damalige Landesbauamt XII in Gummersbach anhand der vorgelegten Unterlagen am 25. Juli 1913 die Genehmigung dazu.

Im selben Jahr noch wurde eine neue Wegestrecke von Crambach bis Vilkerath angelegt, anschließend vermessen und in das Kataster eingetragen. Die Vermessungskosten betrugen 326,25 Mark. Sie wurden den Crambachern auferlegt.

Zum Ausbau der anderen Wegestrecke begannen die planerischen Maßnahmen aber erst nach Ende des Ersten Weltkrieges. Im November 1920 fertigte der Overather Gemeindebaumeister Klaas einen Erläuterungsbericht, in dem er unter Hinweis auf die Versprechungen der Anlieger die Dringlichkeit des Vorhabens hervorhob. Der Berichterstatter veranschlagte die noch benötigten Kosten auf etwa 146.000 Reichsmark. Aufgrund dieses Berichtes beschloss die Overather Wegebaukommission, den Ausbau durchzuführen. Nach ihrer Ansicht sollte der Bau aus Mitteln der „Produktiven Erwerbslosenfürsorge“⁴⁾ finanziert werden. Der Gemeinderat war zwar mit dem Vorhaben einverstanden, konnte sich aber aus Rücksichtnahme auf die finanzielle Lage der Gemeinde und im Hinblick auf andere notwendige Wegebaumaßnahmen noch nicht zur sofortigen Durchführung entschließen. Dafür zeigten die Interessenten offenbar ein gewisses Verständnis, denn sie erklär-

ten sich auch mit einer Teillösung einverstanden. Diese sollte darin bestehen, dass zunächst das Mittelstück der Strecke, von Crambach bis Oberheide, ausgebaut werden solle. Die Kosten wurden auf etwa 90.000 Reichsmark geschätzt. Steine könnten aus Nesselrodischem Besitztum bei Oberheide und Herrenhöhe⁵⁾ sowie aus dem Steinbruch des Peter Schwamborn in Crambach entnommen werden. Letzterer, der kein Pferd gespannt, sondern nur einen Zugochsen besaß, bot stattdessen eine Zuschusszahlung von 1000 Reichsmark an.

Widerstände

Es gab aber auch Gegeninteressen. Beim Overather Gemeinderat ging nämlich ein Schreiben mit dem Datum vom 3. April 1921 ein, das von 44 Bürgern aus Unter- und Obervilkerath, Miebach, Steinhaus, Hasbach, Kleuelshöhe und Lehmshof unterzeichnet war. Sie erhoben gegen das Projekt Einspruch und beantragten dagegen den Ausbau des Weges Vilkerath-Unterheide-Hohlkeppel oder von „Vilkerath durch das Dahl“ bis Hohlkeppel. Gemeint war das Tal des Vilkerather Kaltenbachs. Gleichzeitig beantragten sie, einen Weg von Vilkerath durch das Schlingenbachtal über Dahlermühle bis zur Straße Overath-Much vorzusehen. Einspruch und Vorschlag wurden abgewiesen, dagegen aber einstimmig beschlossen, dass unter Inanspruchnahme der von den Interessenten geäußerten Verpflichtungen der Weg von Vilkerath über Crambach nach Kreutzweg ausgebaut werde. Auch ein erneuter Einspruch wurde abgewiesen. Hingegen machte der Overather Bürgermeister der Amtsverwaltung Engelskirchen den Vorschlag, ihrerseits den hier geplanten Weg über Kreutzweg hinaus bis

zur Lennefetalstraße durch zu bauen, um so eine bessere Anbindung des Hohkeppeler Gebietes an die Aggerthalstraße zu erreichen. Doch dauerte es fast ein halbes Jahr, bis von Engelskirchen eine Antwort kam. Darin hieß es, dass man dem Vorschlag aus finanziellen Gründen nicht näher treten könne. Indessen schritt die Zeit weiter fort, bis den Overrather Gemeinderat unter dem Datum vom 1. Februar 1923 ein erneutes Protestschreiben erreichte. Es trug 75 Unterschriften, denn fast die gesamte Bürgerschaft von Hohkeppel, einschließlich Pfarrer und Gemeindevorsteher, waren beteiligt. Sie hatten sich in Verbindung mit Bewohnern von Unterheide schon seit den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts vergeblich um den Ausbau des Weges von Lehmschhof nach Unterheide bemüht. Verärgert bezeichneten sie nun das Vilkerath-Kreutzweg-Projekt als „Familienweg“, weil verschiedene Interessenten aus Krombach, Oberheide und Kreutzweg miteinander verwandt oder verschwägert seien. Letztere wiesen das entrüstet zurück mit den Bemerkungen, dass ihr Projekt nicht nur als Schulweg für die von den Höhen kommenden Kinder zur weit entlegenen Schule in Vilkerath vonnöten wäre, sondern auch als Weg zur Bahnstation Vilkerath, zur Fabrik Dienes in Aggerhof und als Fahrweg zum Bürgermeisterrat in Overath von Bedeutung sei.

Der Wegebau

Es dauerte dann noch bis zum 28. Juli 1923, als die Bauunternehmung der Gebrüder Pack in Overath endlich den Zuschlag zum Bau des Weges erhielt. Der Zuschlag erfolgte unter den damaligen „Allgemeinen und besonderen Bedingungen über die Ausführung von Bauarbeiten und Lieferungen zur Unterhaltung der Provinzi-

alstraßen“. Der Bauunternehmung wurde auch die Auflage erteilt, als Arbeitskräfte nur solche Personen zu verwenden, die ihr im Sinne der Erwerbslosenhilfe vom Arbeitsnachweis der Gemeinde Overath zugewiesen würden. Die Interessenten dieses Wegebauwerkes wurden verpflichtet, entsprechend ihrer Zusagen Hand- und Spanndienste⁶⁾ zu leisten. Im weiteren wurde der Bauunternehmung dann noch auferlegt, ein gleichmäßiges Fortschreiten der Arbeiten zu gewährleisten; dementsprechend würden dann die Zahlungen erfolgen. Man ging auch auf die von Schwamborn zugesagte Barleistung von 1000 Mark ein und ließ ihn wissen, dass diese Summe infolge der Geldentwertung nunmehr 8 Millionen Mark betrage und bei Ratenzahlung an die Inlandsüberbeteuerung laufend angeglichen werde.

Endlich wurde mit den Bauarbeiten an der 1. Teilstrecke (Oberheide-Kreutzweg) begonnen. Die Bauaufsicht oblag dem Provinzial-Straßenmeister Neuhaus aus Engelskirchen. Steine kamen aus den genannten Steinbrüchen und wurden teils zu Packlagengröße und teils zu den jeweiligen Korngrößen für die Schotterdecke zurecht geklopft. Den Pferdegespannbesitzern war es wegen der einsetzenden Erntearbeiten nicht immer möglich, ihren Transportverpflichtungen rechtzeitig nachzukommen. Die Beteiligten trösteten sich mit der Annahme, dass durch die Verzögerung das Steinmaterial mehr Zeit habe, sich fest zu setzen. Ende August war man mit dem Planum am ersten Bauabschnitt fertig geworden. Zu dieser Zeit waren dort 27 Arbeiter beschäftigt, von denen dann 17 entlassen wurden.

Der Straßenmeister legte den Kosten- voranschlag für die nun zu fertigende

1290 Meter lange 2. Teilstrecke (Crombach-Oberheide) vor. Die Kosten für das Planum, für die Herstellung der Fahrbahn sowie für die Übergänge zu den Grundstücken und für Sonstiges veranschlagte er auf 28 Millionen Mark, wobei ein Tariftundenlohn von 75 000 Mark zugrunde gelegt war. Als Arbeitsvolumen setzte er 330 Tagewerke an.

So begann man dann folgerichtig mit dem zweiten Bauabschnitt. Allerdings ruhten die Arbeiten im Winter vom 22. Dezember 1923 bis Ende Februar des folgenden Jahres. Bei der erneuten Arbeitsaufnahme kamen ein Vorarbeiter und sechzehn Arbeiter zusätzlich an die Baustelle. Man hatte sie an anderer Stelle abgezogen. Die Arbeiten zogen sich über den ganzen Sommer hin. Die gesamte Fahrbahn hatte man mit einer kräftigen Packlage ausgelegt und mit einer wassergebundenen Kiesdecke versehen. Die Abnahme des fertigen Weges erfolgte im November 1924. Das Ergebnis wurde am 26. des genannten Monats in einem umfassenden Bericht festgehalten. Zwar hatten sich einige Mängel gezeigt, doch war man der Ansicht, dass der Unternehmer im Allgemeinen zufrieden stellende Arbeit geleistet habe. Im Januar 1926 mussten jedoch einige Nachbesserungen vorgenommen werden, weil an verschiedenen Stellen die Gräben zu eng und zu flach geraten waren. Außerdem fehlten etliche Übergänge zu den anliegenden Feldern. Im Winter war ein Stück der privaten Wasserleitung der Krombacher Hofbesitzer zugefroren, weil man versäumt hatte, das Rohr unter einem Graben tiefer zu legen. Außerdem war es erforderlich, an einer Strecke oberhalb des Hofes Krombach die hohe und steile Böschung am angeschnittenen Berghang mit Holz- und Reisigfaschinen zu befestigen.

Im Sommer des Jahres 1925 hat sich ein Landmesser um die Vermarkung und Aufmessung des neuen Weges beworben und als Honorar den Betrag von 900 Reichsmark der inzwischen stabil gewordenen deutschen Geldwährung gefordert. Außerdem verlangte er die Erstattung der Kosten für die Beschaffung der Ergänzungskarten der Regierung sowie für die voraussichtlich benötigten 120 Grenzsteine. Dazu kamen noch die Löhne für die „Meßgehülfen“. Als Durchführungszeit veranschlagte er 60 Arbeitstage. Jedoch stellte der Gemeinderat mit Beschluss vom 28. Oktober 1925 diese Angelegenheit aus finanziellen Gründen zurück. So hat es dann noch viele Jahre gedauert, bis die Vermessung vollzogen war.

Schlechte Zeiten – schlechtes Geld

Die Folgen des Ersten Weltkrieges waren schwer und die wirtschaftlichen und sozialen Zustände in unserem Vaterlande kläglich. Um die Mitte des Jahres 1923 gab es mehr als 3 Millionen Arbeitslose und mehr als 2 Millionen Kurzarbeiter. Die allgemeine Arbeitslosenversicherung bestand noch nicht (die kam erst im Jahre 1927). Die öffentliche Erwerbslosenhilfe war durch Reichsverordnung Sache der Gemeinden. Die bekamen zwar einen großen Teil aus der Reichskasse und von der Länderkasse erstattet, hatten aber trotzdem einen stark belastenden Anteil selbst zu tragen. Erfreulicherweise war die Mehrzahl der Arbeits- beziehungsweise Erwerbslosen arbeitswillig und bereit, jedwede Beschäftigung anzunehmen. Darum war es möglich, die öffentliche Unterstützung mit produktiver öffentlicher Beschäftigung zu verbinden. Der Staat hatte dafür eigens einen Fonds geschaffen.

Zur damaligen Zeit waren die Straßen- und Wegeverhältnisse auf dem Lande allgemein noch recht dürrig. Aufgrund der staatlichen Unterstützungsmaßnahmen wurde den Bürgermeistern der Gemeinden die Aufnahme des Wegebaues in ihre öffentlichen Beschäftigungsprogramme wesentlich erleichtert. Das führte dann letztendlich wohl auch zum Beschluss zugunsten des Wegebaues von Vilkerath nach Kreutzweg. Leider war der nun wegen der geschilderten Verzögerungen in die Zeit der in Deutschland rapide zunehmenden Geldentwertung geraten. Für den Ausbau der Strecke von Oberheide nach Kreutzweg mit einer Länge von 700 Metern und einer Kammbreite von 5 Metern hatte man bereits im März 1923 ca. 19 Millionen Mark veranschlagt. Die Ausschreibung der Baulose, die am 18. Juli 1923 erfolgte, enthielt schon die Summe von rund 290 Millionen Mark. Der Tarifstundenlohn für einen Facharbeiter (z.B. Pflasterer) war mit 16.600 Mark und für ein Pferd mit Fuhrmann mit 55.000 Mark veranschlagt.

Der beigefügte Kostenanschlag wies folgende Zahlen aus:

- a) Erdarbeiten: 256.996.000 Mark
- b) Herstellung der Fahrbahn: 525.977.000 Mark
- c) Bauwerke und Rinnenanlagen: 46.125.800 Mark
- Zusammen: 829.098.800 Mark

Indessen nahm die Inflation ihren verhängnisvollen Fortgang und trieb die Geldmenge und deren Nominalwert in schwindelerregende Höhen. So kostete zum Beispiel ein Brot im August 1923 69.000 Mark, im September 1.500.000, im Oktober 1.700.000, im

November 201.000.000.000 und im Dezember 399.000.000.000 Mark. Auch das Entgelt für Arbeitsleistungen der Unternehmer steigerte sich stetig. Zum Beispiel stellte der Bauunternehmer Anfang August für geleistete Arbeit eine Steigerung von 261 % in Rechnung, Anfang September 12.580 %, Anfang Oktober 300.000 % und Anfang November 908.500.000 %. Aufgrund der zuletzt aufgeführten Steigerung ergab sich folgendes:

Für geleistete Arbeit:
 11.400.000 Mk
 + 908.500.000 % Aufschlag
 = 103.569.000.000.000 Mk
 Insges. 103.569.011.400.000 Mk.

(In Worten: Einhundertdrei Billionen, fünfhundertneunundsechzig Milliarden, elf Millionen und vierhunderttausend Mark).⁷⁾

Der Geldwert wurde am amerikanischen Dollar gemessen und ausgerechnet. Der Umgang mit den langen Zahlenreihen bedeutete eine lästige Mehrarbeit und war im Hinblick auf die erforderliche Genauigkeit im Rechnungswesen sehr umständlich. Buchhalter und Bankleute vermochten verhältnismäßig gut damit umzugehen, doch die Mehrzahl der Bürger war doch oftmals überfordert. Allenthalben wurde bei der Lieferung von Waren oder nach erbrachter Arbeitsleistung auf sofortige Bezahlung gedrungen und auf alsbaldige Weitergabe des Geldes geachtet. So erhielt auch der Bauunternehmer des vorerwähnten Wegebaues fortlaufend Abschlagszahlungen, denn auch seine Arbeiter verlangten rasche Abschlagszahlungen für ihren Lebensunterhalt.

Oft kamen Druckereien mit der Herstellung des Papiergeldes in Verzug. Darum erhielten Städte und Gemein-

den die Erlaubnis, für ihren Bereich gültiges Papiergeld zu drucken (s. Abb. unten). Die Geldscheine oder Banknoten wurden gegen Ende der Inflation bündelweise oder gar in Paketen ausgeteilt und weiter gegeben. Bei größeren Lohnzahlungen an den Arbeitsplätzen draußen benutzte man zur Beförderung der Geldpakete sogar Handwagen oder Handkarren. Die nicht rechtzeitig verwendeten und daher wertlos gewordenen Geldscheine benutzten die Kinder dann gerne als Spielgeld.

Als ein weiteres Beispiel für das viel Zeit und Papier erfordernde Zahlenmaterial, mit dem sich die Leute zu befassen hatten, mag abschließend der folgende Auszug aus einer Aufstellung dienen, die der Kassenrentant zur Abschlagszahlung für Löhne der an dem Wegebau beschäftigten Arbeiter anfertigte:

30.10.1923:	1.102.941.020.000 Mark
06.11.1923:	2.857.840.820.000 Mark
13.11.1923:	24.426.852.220.000 Mark
27.11.1923:	176.352.935.400.000 Mark
04.12.1923:	439.402.000.000.000 Mark
11.12.1923:	850.216.000.000.000 Mark
19.12.1923:	139.496.000.000.000 Mark
28.12.1923:	540.335.000.000.000 Mark



Overather Notgeld von 1923

Um so wohlthuender mag dem Beamten dann die Aufstellung erschienen sein, die als Kostenanschlag über noch zu leistende Arbeiten am fraglichen Objekt dem Antrag auf Produktive Erwerbslosenunterstützung vom 9. November 1923 beigefügt war. Diese Aufstellung zeigte im Gegensatz zu den letztlich aufgestellten Summen mit 15 Stellen vor dem Komma als Endsumme eine fünfstellige Zahl und zwar 13.500 Goldmark. In Goldmark hatte man gelegentlich auch schon früher gerechnet. So wurden zum Beispiel am 25. Oktober 1923 als Tagesatz für Fuhrwerksgespanne pro Pferd und Mann 8 Goldmark notiert.

Der Weg

Der Weg von Vilkerath nach Kreutzweg wurde wie erwartet sehr bald als wichtige Verbindungsstraße angenommen und von aller Art Verkehrsteilnehmern benutzt. Allerdings war er wegen der im unteren Streckenabschnitt befindlichen Haarnadelkurve für Lang- und Schwerlastfahrzeuge weniger geeignet. Zu Winterszeiten machten ihn Schneeverwehungen zeitweise schlecht passierbar. Dafür wurde er im unteren Streckenabschnitt gerne als Rodelbahn benutzt.

Die war in der ganzen Gegend bekannt und beliebt. Vom letzten Weltkrieg blieb der Weg weitgehend verschont. Einige Zeit danach erhielt seine Fahrbahn eine Teerdecke. Dieser Umstand sowie die zahlenmäßige Zunahme von Anrainern mit ihren Neubauten, aber auch strengere Verkehrsvorschriften ließen dann das Rodeln dort nicht mehr zu. Als der Weg von Vilkerath über Unterheide nach Hoh-

keppel ausgebaut und in die klassifizierte Kreisstraße 37 einbezogen worden war, verlor unser Weg von Vilkerath nach Kreuzweg für den allgemeinen Verkehr immer mehr an Bedeutung. Er dient nun im unteren Bereich überwiegend als Zufahrt zu den anliegenden Neubaugrundstücken und im oberen Verlauf hauptsächlich als Wirtschaftsweg. Wanderer und Spaziergänger benutzen ihn, wenn sie den Berg hoch gehen wollen. Nach ungefähr einer halben Wegstunde, etwa in der Höhe von 180 Metern, sehen sie am Wegesrand ein Soldatenehrenmal. Es entstand zum Gedenken an den Absturz einer Transportmaschine der Bundeswehr, der dort in der Nähe geschah. Vier deutsche Soldaten fanden dabei den Tod. Lange Zeit noch waren auf der Fahrbahn des Weges Schrammen und Furchen zu sehen, die von der Berührung der Unglücksmaschine stammten.

Einst zweigten von diesem Weg mehrere Nebenwege ab, gleichsam wie die Verästelungen von Lebenssträngen – Lebensadern der Gesellschaft. Einige sind inzwischen verödet oder in die Ausbreitung von Wirtschaftsflächen eingegangen. Dieser Vorgang gehört zu den Veränderungen, die einen wesentlichen Teil des Erdendaseins und des Erdenlebens ausmachen.

Anmerkungen:

- 1) Die Heidenstraße wurde in früheren Zeiten auch „Polzeiweg“ genannt.
- 2) Die Ortsbezeichnung Ho ist einem Zehnt-Verzeichnis des Klosters Siegburg aus der Zeit um 1280 entnommen und steht dort auch als Hoe (sprich Höh).
- 3) Das gut erhaltene Kreuz aus Sandstein ließ der in Crombach wohnende Landwirt und Hofesgerichtsschöffe Clemens Rotlender am 28. Juli 1713 errichten. Das Kreuz wurde im Laufe der Zeit mehrmals renoviert.
- 4) Der Begriff „Produktive Erwerbslosenfürsorge“ entspricht den Bestimmungen der (Reichs)Verordnung über Erwerbslosenfürsorge vom 16. Februar 1924, § 32 ff, im Stadtarchiv von Overath findet man ihn treffend als „Wertschaffende Arbeitslosenfürsorge“.
- 5) Die Gutshöfe Oberheide und Herrenhöhe gehörten zum Besitztum der Nachfahren der Grafen von Nesselrode mit dem Sitz in Ehreshoven im Aggertal (Wasserschloss).
- 6) Nach § 1 des Kommunalabgabengesetzes vom 14. Juli 1893 waren die Gemeinden berechtigt, indirekte und direkte Steuern zu erheben sowie Naturaldienste zu fordern. Letztere erhielten in § 68 des vorgenannten Gesetzes die Bezeichnung Hand- und Spanndienste.
- 7) Ein Stapel von Zehnmarkscheinen, der den Wert von 100 Billionen Mark entspricht, würde fast dreimal von der Erde bis zum Mond reichen.

**Wir bedanken uns bei folgenden Förderern
für ihre Unterstützung bei der Herausgabe dieses Heftes:**

Bergischer Geschichtsverein e.V., Wuppertal

Gustav Bück, Overath

Josef Klug, Steuerberater, Overath



Gefördert durch die Kulturstiftung der Kreissparkasse Köln



Qualität für Menschen.

Dr. Fritz Laudenberg, Overath

 **Raiffeisenbank Overath-Rösrath eG**

Immer gut beraten



Stadt Overath

Stein
GMBH & CO. KG

Engelskirchen
Bergisch Gladbach
Overath
Rösrath

Auszug aus den Overather Hofesgerichtsprotokollen

Band III Seiten 5315 und 5316

5315

Nachdem der Hochwolgeborener herr Johan Adolff Freyherr von Wylich, herr zu Großen Bernsaw, Combach, Stinhaus und Patenberg, Ihrer Churfürstlichen Durchlaucht zur pfaltz Cammerer, dero Bergischer Ritterschafft Deputirter, Ober landt Commissarius und dießes löblichen hofsgerichts gewesener lehn herr, Christmilden gedächtenuß, den 2ten April, Jungst mit dem zeitlichen Thoitt abgangen und also dieße welt geseget, Alß hat der Ehrenvest und wolfürnehmer Johanneß Schwamborn zu Marienlinden, Ihrer Churfürstlichen Durchlaucht Schatzbott zu overodth und Dinger dießes hofs gericht, In praesens des Auch hochwolgeborenen herren friedrich Anthon Frey herr von Wylich, herren zu Großen Bernsaw, Combach, Steinhauß, Patenberg, Bergischer Ober landt Commissarius und Nunmehr dießes gerichts lehnherr Den 7. July Anno 1693 die gerichts personen, So hernach specificirt, Ihrer Aydt und pflicht, Alwohe dieselben seinem herrn Vatter Seehlig mit zu gethan gewesen, Erinnert, wabey hochwolgemelter lehn herr dieselbe auch gelassen.

5316

Dar auf dan der Dinger vorgemelt daß gericht Behagt und Verfahren, wie alhir von uralters Bruchlich und hobs recht ist.

Nahmen der an wesenden gerichts persohnnen:

Der Dinger Joes Schwamborn

Scheffen

Brun Schnitz in der Naff

Hanßpeter Cliever zu over Grutzenbach

Roel zu over Vilckeradt

Johan Britz zu halßemig

Alleff Schwamborn zum Roidt

Joes Hammacher zu schalcken

Dreß zur linden absens, hat sich entschuldigen lassen und Begert, mögte Ihnnen seines Aydts und pflicht erlassen, könnte dem gericht wegen hohen alters und unvermögenheit lenger nicht Bey wohnen, so am nechsten geschehen soll.

AbelSchwamborn, gerichtschreiber
Jacob heckelß, Dierich Bridenstin
zu schomelßnaff, Beide procuratoren.
Dierich Schwamborn, hobsbott.

Der auf dem der Augen durch die Luft zu
gehen und das Versehen mit allen den
Alten und die Folgerung ist

Meinens die am besten gewiss ist
es selbst auch

Van Dingen's Refrain

[illegible]

Ed. C. ref. a. n. d. o. v. g. n. i. f. i. c. a. t. i. o. n. e.
Q. u. o. d. p. r. i. n. c. i. p. i. o. s. d. i. v. i. n. i. t. u. m. p. r. i. n. c. i. p. i. o. s.
p. r. i. n. c. i. p. i. o. s. d. i. v. i. n. i. t. u. m. p. r. i. n. c. i. p. i. o. s.
d. i. v. i. n. i. t. u. m. p. r. i. n. c. i. p. i. o. s. d. i. v. i. n. i. t. u. m.

Gründungsurkunde der Propstei Cyriax mit dem Siegel des Abtes von Siegburg und dem der Propstei Oberpleis.

Abt Gottfried von Siegburg errichtet 1256 an der Kapelle des Klostersgutes zu Overath ein Mönchskloster.

Das Original der Urkunde befindet sich im
Hauptstaatsarchiv Düsseldorf unter der Signatur Abtei
Siegburg, Urk. Nr. 102.

Format des Originals: ca. 37,2 x 35,6 cm.

Bearbeitung: H. Krause.

②

Transliteration des Urkundentextes

Omnibus presens scriptum inspecturis Godefridus dei gratia Sibergensis abbas fidem subsequentibus adhibere. Ut non vituperetur ministerium nostrum et nemini demus ullam offensionem, facta nostra, que intelleximus aliquos male interpretari, deducimus in lucem, ut videantur a bonis ad gloriam patris, quoniam in deo sunt facta. Noverint itaque universi, quod nos in spe retributionis eterne, meritis inducti gloriosi martyris Ciriaci et sociorum eius, que signis et miraculis claruerunt in capella, que sita est in curte monasterii nostri apud Ouirrode, ut in laudem et gloriam et honorem domini nostri Jesu Christi et pre-electe matris eius ac predictorum martyrum propensius excitetur devotio fidelium, ubi divinum officium invenitur continuum, proposuimus ibidem pro modulo nostro initiare monachorum collegium accedente ad hoc auctoritate venerabilis patris Cunradi sancte Coloniensis ecclesie archiepiscopi. Cum igitur de oblationibus memorate capelle collectam quandam pecunie summam penes nos haberemus repositam et cella monasterii nostri que dicitur Ouirinpleyse immensitate debitorum obligata per accessiones usurarum et commensation(es) fideiussorum in dilapidationis urgeretur periculum, nos de ipsa pecunia dedimus in solutionem debitorum centum marcas legalium Coloniensium denariorum nomine emptionis et venditionis pro sex carratis vini annuatim solvendis de curte ipsius celle que sita est apud Dollindorp ad sustentationem fratrum ecclesie sancti Ciriaci. Dedimus etiam triginta marcas pro decem maldris tritici et totidem maldris siliginis solvendis in curte que sita est apud Dorindorp talem conditionem addentes, quod Pleysensis prepositus quicumque pro tempore fuerit, si dante domino potuerit et voluerit emere alia bona que servant ecclesie sancti Ciriaci ad equipollentem valorem, vel si parate pecunie centum marcas reddiderit in utilitatem ecclesie sancti Ciriaci convertendas, vinum sit redemptum, et quandocumque triginta marcas reddiderit, annona sit redempta, et sic memorate curtes a predicta pensione sint liberate. Ad evidentiam igitur et veram probationem huius facti nostro et capituli nostri et beati Pancratii Pleysensis celle patroni sigillis presens scriptum fecimus roborari.

Actum anno gratie millesimo ducentesimo quinquagesimo sexto mense novembri, venerabili patre Cunrado sancte Coloniensis ecclesie archiepiscopo.

Übersetzung

„Allen Lesern vorliegenden Schreibens, Gottfried, durch Gottes Gnade Abt von Siegburg, zum Zeugnis.
 Damit unsere Amtsführung nicht getadelt werde und wir keinem ein Argerniß geben, veröffentlichten wir unsere Handlungen, die von einigen, wie wir erfahren, schlecht ausgelegt werden, damit sie die guten zur Ehre des Vaters erkennen; denn in Gott sind sie geschehen.
 Es sei also allen kund, daß wir mit Erlaubnis des ehrwürdigen Vaters Konrad, des Erzbischofs der heiligen Kölner Kirche, in der Hoffnung auf ewige Belohnung und veranlaßt durch die Verdienste des glorreichen Martyrs Cyriacus und seiner Gefährten (Largus und Smaragdus), die durch Zeichen und Wunder in der Kapelle unseres Klostersgutes bei Overath leuchten, beschlossen haben, dort nach unserem Vermögen ein Mönchskloster zu gründen, damit zum Lobe, zur Verherrlichung und Ehre unseres Herrn Jesus Christus, seiner auserwählten Mutter und des vorgenannten Martyrs die Andacht der Gläubigen mehr angeregt werde, was ja dort der Fall ist, wo immer der Gottesdienst ununterbrochen gehalten wird.
 Da wir einerseits von den Opfern genannter Kapelle bei uns eine ziemliche Geldsumme zurückgelegt haben und andererseits die zur Abtei gehörige Propstei Oberpels durch Anhaften geschuldeter Zinsen und Verschwendung der Bürgen der Gefahr des Untergangs nahestand, so haben wir ihr von diesem Gelde zur Tilgung ihrer Schulden 100 Mark gesetzlicher Kölner Denare auf dem Wege eines Kaufvertrages für sechs Fuder Wein überlassen, die jährlich vom Gut gleicher Propstei bei Dollendorf zum Unterhalt der Brüder der St.-Cyriakuskirche zu liefern sind. Ebenso gaben wir ihr 30 Mark für zehn Malter Roggen, die vom Gut bei Dorndorf zu liefern sind. Wir stellen dabei folgende Bedingungen: Wenn der jeweilige Propst von Pels mit Hilfe Gottes zum Vorteil der St.-Cyriakuskirche gleichwertige andere Güter kaufen kann und will oder die 100 Mark geliehenen Geldes zum Nutzen der St.-Cyriakuskirche zurückgibt, so ist der Wein, und wenn er die 30 Mark zurückgibt, ist das Getreide zurückgekauft, so daß dann die genannten Gutshöfe von den Lieferungen frei sind.
 Zum Beweis und zur wahren Bestätigung des Geschehenen haben wir gegenwärtige Urkunde mit unserem und des hl. Pankratius, des Patrons der Pleser Propstei, Siegel versehen.
 So geschehen im November des Gnadenjahres 1256, als der ehrwürdige Vater Conrad Erzbischof der heiligen Kölner Kirche war.“

Omnibus presens scriptum inspecturis Godefrid^s dei gra S^gigen^sis Abbas fidem subsequen^tib^{us} adhibe. Ut non uiripe
re^{cur} ministeriū nr̄m. et nemini demus ullam offensionē. facta nostra que intellexim^{us} aliquos male interpretari deducim^{us}
in lucē. ut uideant^{ur} a bonis ad glām patris. quoniam in dō sunt facta. Nouerint itaq^{ue} uniuersi. quod nos in spe retribucionis
eternę. meritis induc^ti gloriosi m^{is} Ciriaci fr̄ socior^{um} eius. que signis y miraculis claruerunt in capella que sita est in
curte monasterii nr̄i apud Ouirrode. ut in laude y gloriā et honorem dñi nr̄i ih̄u xpi. et preelectę matris ei^{us} ac p̄dictor^{um}
martyrū. p̄pensius exerceat deuotio fidelū ubi diuinū officiū inuenit^{ur} continuū. p̄posuim^{us} ibidē pro modulo nr̄o initiare
monachor^{um} collegiū. Accedente ad hoc auctoritate venerabilis patris Cūnradī scē Colonien^sis ecclē archiep̄i. Cū igit^{ur} de ob
lationib^{us} memoratę capelle collectam quandā pecunie sūmam penes nos haberem^{us} repositā. y cella monasterii nr̄i que dicit^{ur}
Ouirinpleysē. imensitate debitor^{um} obligata per accessiones usurarū. y cōmessationē fideiussor^{um}. in dilapidationis uingeretur
periculū. nos de ipsa pecunia dedim^{us} in solutionē debitor^{um} eo tū. q̄. legaliū colonien^s denario^{rum}. nomine emptoris y uen
dicionis. p̄ sex cariatas vini. annuatim soluendis de curte ipsi^{us} celle que sita est apud Dollindorp. ad sustentationem
fratrū ecclē. s. Ciriaci. Oedim^{us} etiam triginta marcas pro decem maldris tritici. y totidē maldris siliginis.
soluendis in curte que sita est apud Dorindorp. tale condicione addentes. qd̄ Pley^sensis p̄posuit quicūq^{ue} pro tēpore
fuerit. si dante dño potuerit y uoluerit emere alia bona que seruiant ecclē. s. Ciriaci. ad equipollentē ualorē.
vel si paratę pecunie centū. q̄. reddiderit in utilitatē ecclē. s. Ciriaci conūtendas vinū sit redemptum. y quāto
cūq^{ue} triginta marcas reddiderit annona sit redempta. et sic memoratę curtes a p̄dicta pensione sint libere.
Ad euidentiā igit^{ur} y ueram probationem hui^{us} facti. nostro. et Capituli nr̄i. a beati Paneratii Pley^sen
sis celle patroni. sigillis. presens scriptum fecimus roborari. Actum Anno gratię m^{il}lⁱ. Ducentesimo.
Quinggesimo sexto. Mense nouembri. Venerabili patri Cūnrado scē Colonien^s ecclē Archiep̄scopo.

Karte des Landmessers Johann Wilhelm Höller vom 22. Oktober 1787

Farbig angelegte Zeichnung im Auftrag einiger Bewohner der Honschaft Vilkerath, die von der Pfarre Overath abgesondert und der Pfarre Hohkeppel einverleibt werden wollten.

Quelle: Hauptstaatsarchiv Düsseldorf, Signatur „Jülich-Berg VI, Nr. 93“, Seite 49

Transkription des Textes von Helmut Krause, Overath und Anne Scherer, Hohkeppel

②

Transkription:

Oben links:

Abriß oder ware Abbildung der fundamentalischer lage des im herzogthum berg Amt Steinbach gelegenen kirchspel- oder pfaar overath; besonders aber der darinnen gelegenen roth illumnirten honschaft vilkerath und angelegen pfaar hohkeppel 1787

Mitte rechts:

Die ganze pfaar overath ist zwaren vor das Auge gestellt, wohe ein haus grön und roth gezeichnet sind deren drey oder vier und mehrere, wie in der honnschaft vilkerath. also liegt die ganze pfaar voller wohnungen, höfe, garten, wiesen, felder, büsche, berge, weege, flüße; welche aber, zeit mühe - und kösten halber nicht alle richtig vors Auge hingezeichnet. sondern nur die gränzen und landstraßen berühret; welche aber nicht mehr richtig als auf darbei bemelte örther an; sondern wegen gegen stehenden bergen, bald links, bald rechts bergauf und abgehen, und auf die honnschaft vilkerath mehr achtgegeben, und richtiger auf gezeichnet, weil es hierum auch nur allein zuthun ware.

Unten links:

Nach deme Ich zu Ents unterschriebener veraydeter landmeßer von Einigen Eingesessenen der im I: herzogthum berg :I kirchspiel und pfaar overath gelegene honnschaft vilkerath ersuchet worden bin, denselben über die lage der pfaar overath; besonders aber der darinnen gelegenen honnschaft vilkerath, und wie die hohkeppeler pfaar daran gelegen einen Aufrichtigen Abriß zu fertigen; mithin das darbei nöthige Schriftlich anzumerken. So habe denselben dieses begehren pflichten halber nicht abschlagen dürfen, sondern in beisein einigen dern gemelten honnschafts eingesessenen hier angeschlossenen Abriß I: welcher zwaren wegen größen der pfaar overath püntlichs abzu meßen sehr beschwerlich sein würde :I nur nach dem Augenschein der wahren lagen dieser pfaar richtig aufgezeichnet, und ohne allwilligen fehler treulichst verfertigt. So ist dann

Lit: A.A.A.A. I: welches blau illumnirt :I die im herzogthum berg Amt Steinbach gelegene katholische pfaar hohkeppel. und

Lit: B. Die zu dieser pfaar gehörige pfaar kirche. So dann
 Lit: C.C.C.C.C.C.C.C. I: welches gelb - samt dem roth illumirten, mit blau und gelb
 gezeichnete wohnstätte im honnschaft vilkerath: I: die nach dem Fundamente
 und lage dem Auge hingezeichnete pfaar overath. und
 Lit: D. Ist die zu dieser pfaar gehörige pfaar kirche. welche circa 1 1/2 stund
 von hohkeppel entlegen.
 Lit: E.E.E. Ist der durch dieses kirchspiel und pfaar overath fliessender
 beschwerflicher Achserstrom.
 Lit: F. Ist die über den Acherfluß gehende overather fahrbrücke und
 Lit: G. die zum Schloß Ershoven ihre hochgrätliche fahrbrücke.

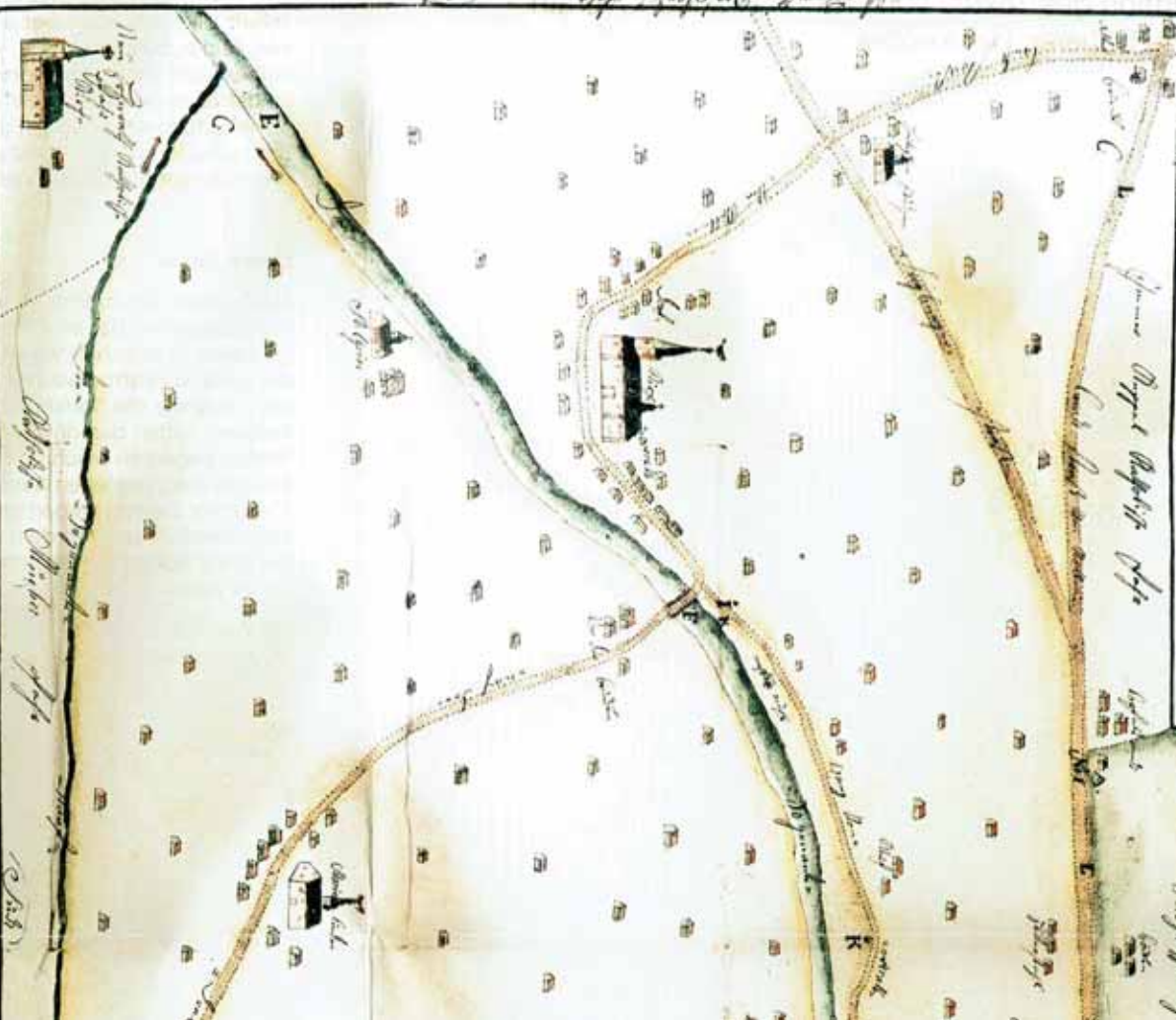
Unten rechts:

Lit: H. Ist das Schloß Ershoven, welches ihre hoch grätlichen Exelenze,
 Herren grat von Nesselroth zugehörig... und dann über den Acherfluß I: zwi-
 schen der Acher und der köllnischen landstraß Sub lit: L: I: welches Roth illum-
 nirt - mit den blau und gelb gezeichneten hofstätten oder häuser, ist die zu der
 overather pfaar gehörige: und an der hohkeppeler pfaar gelegene honnschaft
 vilkerath, welche laut Supplica ad ... in die hohkeppeler pfaar begehret ein ver-
 leibt zuwerden. und

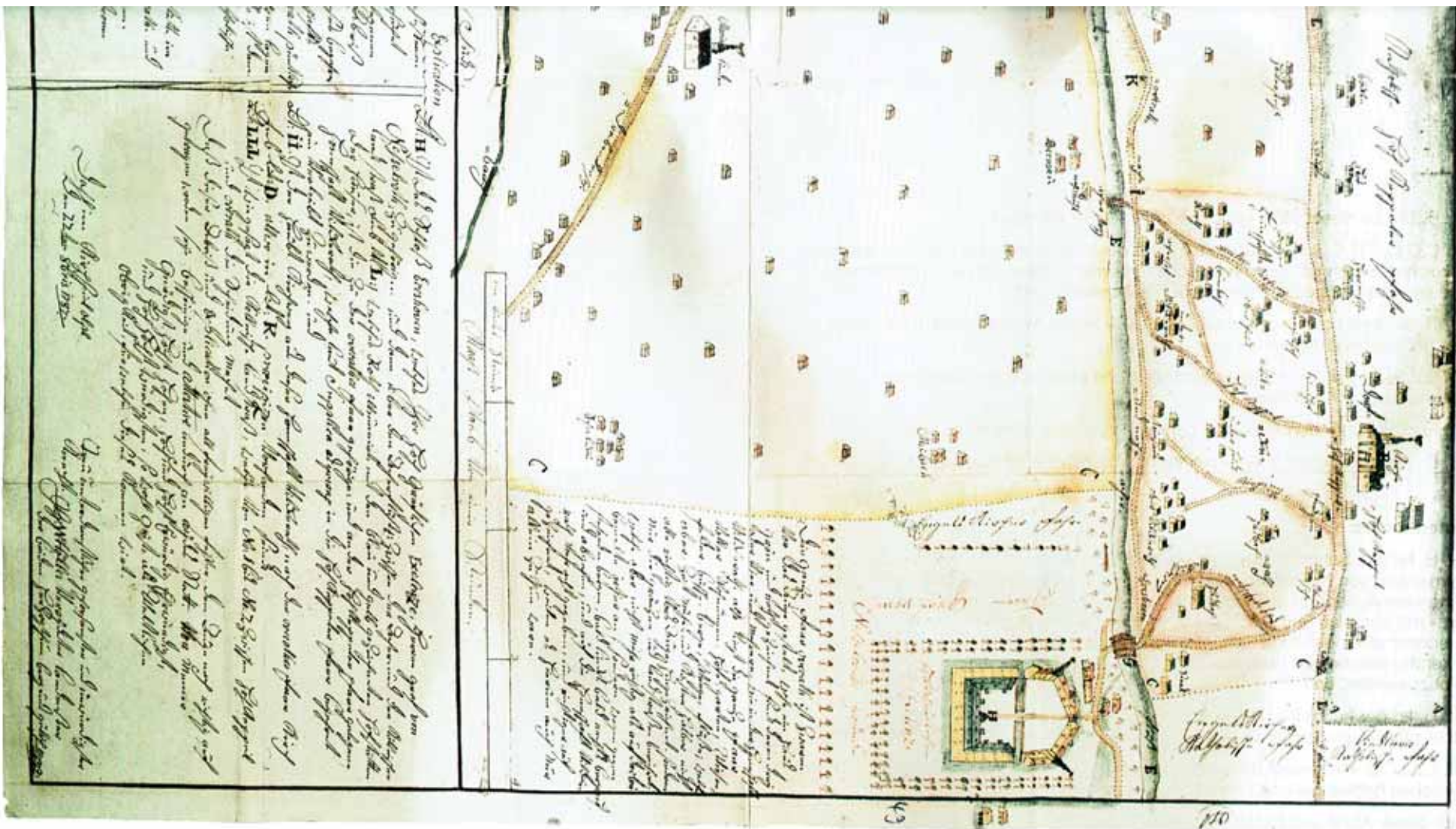
Lit: I. Ist der haubt kirchweeg aus dieser honnschaft vilkerath, nach der over-
 atther pfaar kirch Sub lit: D. allwo in lit: K. praecipizen vorhanden sind.
 Lit: L.L.L. Ist wie gesagt die köllnische landstraß, welche von No: 1 bis No: 2.
 zwischen hohkeppel und overath die Scheidung machet
 Daß dieser Abriß und Explication ohne all freywilligen fehler dem Auge nach
 richtig auf getragen worden seye bescheynige und attestire andurch an aydes
 Statt. Vor meiner
 gnädigst höchst hohen, hoch und höchst Ehrwürdig Ehrwürdigst,
 und hoch höchstwürdigsten, so wohl zeit - als weltlichen
 obrigkeit, für welche dieses kommen wirt.

Dahl im kirchspiel olpe
 Treu unterdienstlicher gehorsamster
 und unwürdigster
 knecht. J.H:W: Höller veraydeter
 landmeßer
 der beiden herzogthum berg und gülich
 m:p:p:

Das ist eine alte Abbildung der grünen Wälder im Jahr 1711. Die Wälder sind in diesem Jahr sehr schön und grün. Die Wälder sind in diesem Jahr sehr schön und grün. Die Wälder sind in diesem Jahr sehr schön und grün.



Das ist eine alte Abbildung der grünen Wälder im Jahr 1711. Die Wälder sind in diesem Jahr sehr schön und grün. Die Wälder sind in diesem Jahr sehr schön und grün. Die Wälder sind in diesem Jahr sehr schön und grün.



Handwritten text in German, likely a description or report related to the map. The text is written in a cursive script and is organized into several paragraphs. It appears to be a detailed account of the city's layout and fortifications, possibly a military or administrative plan.

Handwritten text on the left side of the map includes:

- Top left: *Neuer Festungsbau*
- Bottom left: *Neuer Festungsbau*
- Center: *Neuer Festungsbau*
- Right side: *Neuer Festungsbau*

Richardson

Erinnere

EXAMINER

Plus 1.

2

M. 1: 1250.

